

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Hefen bezogen werden.

XIV. Jahrgang.

Ausgegeben am 20. Juli 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.

1878. N. 42.

Erkämpft.

Novelle von M. Frank.

(Fortsetzung.)

III.

Ernst Römer war der Sohn des Gutsbesizers Römer auf Falkenhagen bei Berlin. Das Gut war mütterliches Erbtheil und die stolze Wittve von Bernhardt hatte vor Jahren nicht wenig Freier gehabt. Deshalb war das Erstaunen groß, als sie alle abwies und den Herrn Römer wählte, der als Administrator eines Nachbargutes zwar allgemein wegen seiner Rechtschaffenheit und wegen seiner landwirthschaftlichen Kenntnisse geachtet wurde, aber vollständig mittellos war. Durch ihn kam ein anderer Zug in die Wirtschaft in Falkenhagen, denn es hatte sich nach einer gründlichen Durchsicht der Bücher herausgestellt, daß der Reichthum der vielumwobenen jungen Erbin lange nicht so bedeutend sei, als man annahm.

Das junge Paar schien sich aber in diese veränderte Lage mit großer Seelenruhe zu finden. Weit und breit gab es keine fleißigeren, aber auch keine glücklicheren Menschen, als die jungen Römers und als ihnen ein Sohn geboren war, schien ihr Glück keine Grenzen zu kennen.

Doch der Mensch denkt, Gott lenkt! Das sollten auch sie erfahren. — Die Cholera brach mit großer Heftigkeit in Falkenhagen aus, und auch Römer, der unermüdete Krankenpfleger seiner Leute, fiel ihr zum Opfer. Der kleine Ernst zählte damals kaum drei Wochen.

Es war eine schwere Zeit für die junge Mutter; es erkrankten nicht nur mehrere ihrer Leute, es starb auch die Amme, und die war bei der Furcht und dem Schrecken, der alle Gemüther ergriffen hatte, nicht zu ersetzen.

Die Kuhmilch sagte dem kleinen Weltbürger nicht zu, und verzweiflungsvoll stand die sonst so muthige, willensstarke, junge Frau an der Wiege ihres wimmernden Kindes, des einzigen Wesens, das sie noch an diese Welt fesselte; denn außer einem Stiefbruder, mit dem sie immer sehr wenig harmonirt hatte, befaß sie keine Verwandten und infolge ihres schroffen, in sich verschlossenen Charakters nur wenig Freunde.

Aus dieser Noth rettete sie Katherine, damals das frische,

geunde Weib eines Tagelöhners im nächsten Dorfe, die schon vor ihrer Verheirathung ihrer jungen Herrin gedient hatte und nun mit ihrem Säugling im Arm auf das Schloß zog.

„Lassen Sie mich, gnädige Frau,“ erwiderte sie auf die Einwendungen der Frau Römer, die die Großmuth der von ihr oft hochmüthig behandelten Katherine nicht annehmen wollte. „Gott beschützt die Kinder und wird uns nicht verlassen!“

Und sie hatte richtig prophezeit. — Der kleine Ernst gedieh unter ihrer Pflege sichtlich.

Frau Römer hatte ihr diesen Edelmutz nie vergessen. Ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit war sie gegen Katherine freundlich und milde. Als deren Mann, an dem nie etwas Rechtes gewesen war, nach vier Jahren starb und seine Frau mit dem einjährigen Töchterchen (der Knabe war schon vorher gestorben) allein zurück ließ, schwankte Frau Römer keinen Augenblick, nahm Katherine mit der kleinen Louise ganz ins Haus und erhob erstere, die die glänzendsten Beweise von praktischer Thätigkeit und unbegrenzter Anhänglichkeit an die Person ihrer Wohlthäterin und an Ernst lieferte, zur Wirtschaftlerin, d. h. zur Leiterin der inneren häuslichen Arbeiten, während sie selbst unermüdetlich in der äußeren Wirtschaft thätig war. Setzte doch Frau Römer ihren ganzen Stolz darein, ihrem Sohn deneinst das Gut Falkenhagen in treflichem Zustand übergeben zu können. Da sie in den ersten Jahren durch einen gewinnstüchtigen Inspektor betrogen worden war, so hatte sie die Bügel selbst in die Hand genommen.

Zur Ausübung ihrer mütterlichen Pflichten behielt sie dabei freilich nur wenig Zeit übrig. Die oft schwierige Lage der Wirtschaft nahm fast ausschließlich ihren Abendkreis gesangen, wie sollte sie da noch Zeit und Muße für den Knaben finden? Und doch liebte sie ihren Sohn mit fast an Abgötterei grenzender Zärtlichkeit.

Tief durchdrungen von ihrer Pflicht, ihm neben der Mutter auch Vater sein zu müssen, zeigte sich diese Liebe aber nicht in Liebkosungen und Schmeichelworten, sondern vielmehr in der

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11. IV. 70.

strengen Bestrafung der geringsten Vergehen. Betrübte sie auch die bald zu Tage tretende Erscheinung, daß der Knabe sie viel mehr fürchtete als liebte, so beruhigte sie sich doch mit dem Gedanken, daß letzteres mit den Jahren von selbst kommen müsse; denn geschah nicht alles, was sie that, nur zum Besten ihres Kindes? Für wen sorgte und mühte sie sich denn Tag und Nacht, als für ihn?

Es hätte mit der Gemüthsbildung des an und für sich schon verschlossenen Charakters des Knaben traurig ausgesehen, wenn nicht die alte Katherine und die kleine Louise gewesen wären. Katherine, mit einem weichen gütigen Herzen und natürlichen Verstand begabt, verstand es, trotz ihrer vollständig vernachlässigten Schulbildung trefflich, sich in die Stimmungen einer Kinderseele zu versetzen. Sie war die Vertraute des muthigen tüchtigen Ernst, sowie ihrer lieblichen, sanften, kleinen Louise; unter ihren Augen genossen die beiden nur durch drei Jahre von einander getrennten Kinder die heitersten glücklichsten Stunden.

Da Frau Römer, um den Standesunterschied aufrecht zu erhalten, der kleinen Louise den Eintritt in die Wohnzimmer streng untersagt hatte, so trafen die Kinder nur im Garten oder hinter dem großen Kachelofen in Katherinens Stube zusammen. Ueberraschte Frau Römer sie bei diesem Stellbischen, so stoben sie auseinander wie aufgeschreckte Tauben, um sich desto inniger aneinander zu schmiegen, wenn die gefürchtete Frau Mutter sich wieder entfernt hatte.

Was vielleicht bei einem ruhigen Gehelassen der Dinge nicht eingetreten wäre, vollzog sich so auf ganz natürlichem Wege — Ernst hing mit einer Leidenschaft an seiner einzigen Spielgefährtin, welche Frau Römer, wenn sie eine Ahnung von ihr gehabt, wahrhaft erschreckt hätte. Davon war sie freilich sehr weit entfernt. In ihren Augen galt derselbe für eine verschlossene kalte Natur. — Nur einmal war sie durch seine aufbrauende Heftigkeit in augenblickliche Bestürzung versetzt worden. Sie hatte die Anfrage des Hauslehrers, ob er auch Louisen Unterricht erteilen dürfe, mit einem schroffen „Nein“ beantwortet; Ernst, der zugegen gewesen, war aufgesprungen und hatte mit glühenden Worten erklärt, daß er mit Louisen zusammen unterrichtet sein wolle.

Es war darüber zu einer heftigen Scene zwischen der Mutter und dem Knaben gekommen. Da Ernst es indessen später anscheinend ruhig mit ansah, daß Louise mit der Schultasche zum Dorfschullehrer ging, hatte sie sich bald wieder beruhigt und schließlich über ihre Besorgniß gelächelt. Ernst, der schwächlich war, sollte nach ärztlichem Ausspruch geistig nicht allzu sehr angestrengt werden. Infolgedessen hielt es Frau Römer für rathsam, den aufgeweckten Knaben bis zum fünfzehnten Lebensjahre zu Hause zu behalten. Als Ernst später aufs Gymnasium kam, änderten Zeit und Entfernung zwar mancherlei an dem innigen Verhältnis, das früher zwischen den Kindern bestanden hatte, die Neigung, die sie verband, blieb aber dieselbe. Begannen die Ferien, so schlug Ernsts Herz in Erwartung des Wiedersehens mit Katherine und Louise freundiger, und kehrte er in die Stadt zurück, so empfand er die ganze Seligkeit, die für einen aufstrebenden Jüngling in dem Gefühl liegt, ein schwaches, sanftes, weibliches Wesen auf der Welt zu wissen, das ihm stets den leisesten Wunsch erfüllt, ja, wenn es verlangt würde, für ihn durchs Feuer ginge. Was sie anbetraf, so zählte sie in ihrer vollständigen Abgeschlossenheit angstvoll die Wochen, die von einem Besuche bis zum andern verfließen mußten.

Louise war dann mit vierzehn Jahren eingeseget und hatte ihrer Mutter zwei Jahre lang in Haus- und Hofwirthschaft helfen müssen, bis Katherine selbst eingestand, daß ihre Louise alles womöglich besser verstände wie sie. Sie entschloß sich daher, der Vorstellung ihrer einzigen Schwester, die an einen Feldwebel in Küstrin verheirathet war, Gehör zu schenken und Louise zu ihr zu schicken, damit sie sich in der Stadt noch in den feineren Handarbeiten vervollkommen könne. Der Feldwebel war bald darauf in die Stadt versetzt worden, in der Ernst das Gymnasium besuchte, und die Freude der alten Jugendspielen war nicht gering gewesen, als sie sich eines Tages

auf der Straße begegneten. — Die kleine Stube der Frau Feldwebel hatte seitdem manches Mal heitere, lachende, kindlich-frohe Menschen gesehen.

Es war dann der Tag gekommen, an dem Ernst seine Sachen packte, um nach glänzend bestandenen Abiturientenexamen in Berlin seiner Militärpflicht zu genügen. Daß er gerade Berlin gewählt hatte, war auf Wunsch seiner Mutter geschieden, die, da Ernst nicht die Landwirthschaft, sondern das Forstfach zu seinem Lebensberuf wählte, ihm dadurch zu nützen hoffte, daß sie ihn früh der Protektion ihres Bruders, des Oberforstmeisters in Berlin, versicherte.

Als Ernst seine Sachen in den Koffer packte, kam es ihm so recht zum Bewußtsein, daß er wohl mehr oder weniger ungeru von all den vielen Freunden scheid, die er sich hier erworben hatte, daß aber der Abschied von Louise doch der einzige sei, der sein Herz unruhiger schlagen mache. Er riß die Nägel vom Koffer, stieg eilig die Treppen hinunter und nahm sich vor, in der nächsten Buchhandlung Schillers Gedichte, ihr Lieblingsbuch, zu kaufen und ihr damit bei seinem Abschiedsbesuch eine Freude zu bereiten.

Die Dämmerung brach eben herein. Kaum hatte er die Straße betreten, als er der begegnete, an die er in der letzten Stunde so viel gedacht hatte.

Sie kauften nun das Buch zusammen und machten gemeinschaftlich die übrigen Gänge, die Louise zu besorgen hatte. Als sie dann an Ernsts Wohnung angelangt waren, bat er sie freundlich, mit nach oben zu kommen, da er ihr gern noch einige Worte in das Buch schreiben wolle.

Anfangs widerstrebte sie, als er ihr aber aneinanderlegte, daß seine Zeit bis zum Abgang deszugs durch Baden und so weiter so in Anspruch genommen sei, daß er ihr das Buch nicht mehr bringen könne, folgte sie ihm die Treppen hinauf. — Sie war dann durch die Worte, die er ihr in das Buch schrieb, hoch erfreut worden — sie hatten sich seit den Jahren der Kindheit zum ersten Male wieder einen Kuß gegeben, und aus dem Augenblicke, den sie zusammen verbringen wollten, war Stunde um Stunde geworden.

Ernst war dann nach Berlin gereist. Der Onkel, der durch das Vertrauen seiner stolzen Schwester nicht wenig erfreut wurde, hatte den schönen liebenswürdigen Kessen mit großer Freundlichkeit willkommen geheißen, und aus dieser war eine warme Zuneigung geworden, als er in dem musikalischen Talent des jungen Mannes einen Faktor entdeckte, der seinen ästhetischen Soirées zur Zierde gereichen mußte. Frischen Geistes und von ernstem Wissensdrang befeuert, hatte Ernst Römer es bald verstanden, sich unter den anregenden, von allen Seiten auf ihn einströmenden geistigen Genüssen diejenigen zu wählen, die seiner weiteren Ausbildung wirklich zu Gute kamen, und die innige Freundschaft, die ihn bald mit dem jungen Julius Sternberg, dem Sohn eines Landpfarrers verband, trug dazu bei, ihm die Zeit in Berlin zu einer sehr glücklichen zu machen.

Wohl schweiften seine Gedanken oft hinüber zur Jugendlieblichen, und er machte sich anfangs die bittersten Vorwürfe, sein in der Abschiedsstunde gegebenes Versprechen, ihr zu schreiben, unerfüllt gelassen zu haben, aber er hatte nie im Briefwechsel mit ihr gestanden und war von Hause aus ein so gründlicher Feind von allem Briefschreiben, daß er es von Tag zu Tag hinausjoch, bis Louizens Bild in seiner Erinnerung mehr und mehr erblaßte.

Frau Römer erwähnte ihrer nie in ihren Briefen, und Katherine war des Schreibens unfundig; so traf es denn Ernst wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft, als er eines Nachmittags einen Brief von dem Falkenhagener Dorfschullehrer erhielt, in welchem er ihn in Katherinens Auftrage dringend ersuchte, nach J. zu reisen, um zu erforschen, was aus Louise geworden sei.

Louise, so berichtete der alte Mann nach Katherinens Diktat, habe ihrer Mutter vor ungefähr fünf Monaten angekündigt, daß sie die Stelle einer Näherin bei einer Herrschaft angenommen habe, die im Begriff sei, eine größere Reise anzutreten, daß sie sich also nicht beunruhigen möge, wenn lange keine Nachrichten von ihr einträfen. Frau Katherine sei auch

anfänglich ganz ruhig gewesen, da aber jetzt Monat auf Monat verstreiche, ohne daß ein Brief von Louise einträte und der Schwager Feldwebel auf ihr Auftragen nichts erwidere, so bleibe ihr nichts anderes übrig, als Ernsts Hilfe anzurufen, dessen Zuneigung für Louise sie kenne, und der gewiß den richtigen Weg finden würde, ihr armes Mutterherz zu beruhigen.

Der junge Mann las den Brief immer wieder und wieder, dann raffte er sich auf, eilte auf den Bahnhof und fuhr mit dem nächsten Zuge nach K.

Der Feldwebel konnte oder wollte keine genauere Auskunft geben; Louise war seiner Aussage nach an einem Morgen, nachdem er und seine Frau sie vorher häufig beim Weinen überrascht hatten, fortgegangen und nicht wieder heimgekommen.

Die Andeutungen und Vorwürfe der Frau des Feldwebels, welche die fleißige sittsamen Nichte früher sehr ins Herz geschlossen hatte, trieben Ernst das Blut in die Wangen und bestärkten seine Sorge um Louise, die sich zur qualendsten Verzweiflung steigerte, als alle Versuche, die Vermisste aufzufinden, zu scheitern schienen. Es blieben ihm nur noch drei Tage, dann mußte er zurück nach Berlin, und was dann? — Die Befürchtung, Louise könne sich das Leben genommen haben, gewann immer mehr die Oberhand in ihm, so sehr er sich auch, da er Louises tiefen religiösen Sinn kannte, gegen dieselbe sträubte. Wer beschrieb daher seine Freude, als er in einem Dorfe bei Fürstenwalde, wohin ihn eine Spur getrieben hatte, in den bleichen Zügen einer an einem niedrigen Fenster arbeitenden Näherin seine Louise erkannte.

Im nächsten Augenblicke war er in ihrem Zimmer. — Der herzzerreißende Schrei, den sie ausstieß — ihre bleichen eingefallenen Wangen — sagten ihm alles —

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und brach in tonwilligsten Schluchzen aus. Als er sich ihr nähern wollte, wich sie wie entsetzt zurück.

„Louise, um Gottes willen, Louise, höre mich!“ ruft er verzweifelt aus und stürzt zu ihren Füßen.

Wer kann den Jammer schildern, der die beiden jungen Leute in dieser einen Minute erfaßte.

Endlich läßt Louise die Hände in den Schoß fallen, die Augen, die sich auf Ernst hefteten, haben einen milden verjüngenden Schimmer.

Da regt sich das Kind in der Wiege.

„Unser Kind!“ lächelt Louise leise, und „unser Kind!“ wiederholt Ernst mit fester männlicher Stimme.

Die junge Mutter nimmt das Kind auf den Schoß und sucht es zu beruhigen.

„Ist es ein Knabe, Louise?“

„Ja!“

„Wie heißt er?“

„Ernst Otto!“ Und der Blick, den sie auf den Kleinen wirft, der jetzt verwundert die großen blauen Augen öffnet, enthält ein Meer von Liebe und Härlichkeit.

„Ich nenne ihn Ernst,“ fuhr sie mit leiser Stimme fort, indem eine Purpurrothe ihre Wangen überflutete, „weil...“

„Weil Du mich so lieb hast,“ ergänzte Ernst und drückte den ersten Kuß auf die Stirn seines Kindes; „nicht wahr?“

Er sah sie freudig erregt an. Sie nickte und fuhr schnell fort: „Den Namen Otto gab ich ihm nach Deiner Mutter, ich dachte, es würde Dir Freude machen.“

„Ja, und der Name soll ihm einst der beste Fürsprecher bei ihr sein. Nicht wahr, mir zu Liebe nennst Du ihn immer Otto?“

Sie strich sich hastig mit der Hand über die Augen und sagte kurz: „Die wird er doch nie im Leben sehen!“

„Das laß meine Sorge sein!“

Der junge Mann ging mit heftigen Schritten im engen Stübchen auf und nieder — dann blieb er vor Louise stehen: „Sage mir, daß Du mir verzeihst,“ sprach er, „und dann laß mich hinaus, ich halte es in diesen engen vier Wänden nicht aus; draußen unter Gottes freiem Himmel wird mir ein Gedanke kommen, wie uns beiden geholfen werden kann.“

Er sah sie so bittend und flehend an, daß sie nicht widerstehen konnte.

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen, Ernst,“ sagte sie traurig, „ich bin so schuldig wie Du!“

Ernst preßte sie heftig an seine Brust und stürmte ins Freie.

Als er wieder in das ärmliche Stübchen trat, zeigte sein Antlitz die Spuren eines Kampfes, der den Jüngling zum Mann gemacht hatte. Sein Auge blickte voll Reue und Mitleid auf die verlassene junge Mutter; auf seiner Stirn ruhte eine Festigkeit, die Louise vertrauend seinen Worten lauschen ließ.

Er sagte ihr, daß er den Entschluß gefaßt habe, den Vater seines besten Freundes, einen Pfarrer auf einem Dorfe bei Erfurt, aufzusuchen und ihn um Rath zu fragen, da er ihn aus Julius Erzählungen als den biedersten und edelsten Menschen kennen gelernt habe.

„Er wird uns nur das Beste rathen,“ sagte er, als Louise Einwendungen dagegen erhob, ihr Geheimniß fremden Menschen anzuvertrauen, „ist es irgend möglich, so heirathe ich Dich gleich; ich fürchte aber, meine Unmündigkeit läßt es nicht zu, und da ich lange warten kann, bis ich bei meiner Carriere eine Anstellung bekomme, so habe ich mir vorgenommen, den Oberförster an den Nagel zu hängen und Landwirth zu werden.“

„Um Gottes willen, Ernst,“ rief Louise entsetzt, „thue das nicht. Nie könnte ich es mir verzeihen, wenn ich Schuld daran wäre, daß Du Deinem Beruf, den Du Dir aus Liebe erwählst, untreu wirst. Müßte ich mir dann doch sagen, daß ich Dein ganzes Leben vergiftet habe. Daß ich Dich und mich davor bewahren wollte, zeigt Dir, daß ich alle bekannte Menschen kenne und Du selbst nichts wissen solltest!“

Sie brach in kramphastem Schluchzen aus und war so aufgeregt, daß er lange Zeit allen Trost und alle Vernunftgründe vergebens anwandte, um sie zu beruhigen. Erst als er ihr fest und heilig versprach, den Gedanken an die Landwirthschaft fallen zu lassen, vor allen Dingen an sich und dann erst an sie zu denken, ward sie ruhiger und erzählte ihm in gedrängter Kürze, wie sie es bei den Verwandten, die so gut und freundlich gegen sie gewesen wären, nicht mehr ausgehalten habe, wie sie mit Hilfe einer Dame, für deren Loden sie Wäsche genäht und die sie auch jetzt noch mit Arbeit verleihe, hier das Ayl gefunden und wie sie gehofft habe, durch ihrer Hände Arbeit sich und den Knaben durchzubringen.

Ernst hatte ihr theilnehmend zugehört. Hin und wieder strich er über ihr kastanienbraunes weiches Haar, das in sichtlichem Scheitel, an dem schöngestalteten Kopfe anliegend, hinten in diesen breiten Flechten aufgesteckt war. — Wie sie so da saß, das Haupt in die Hand gestützt, die blauen Augen mit unendlicher Liebe auf das Kind gerichtet, die Wangen von Purpurrothe übergoßen und wie sie dann, als sie geendet, die Augen so bittend und flehend und doch auch wieder so vertrauend auf ihn richtete, da mußte sich Ernst gefehen, daß er nie ein lieblicheres, rührenderes Bild von weiblicher Hingebung und Demuth gesehen.

Sie war eben noch keine vollentfaltete Blume, sondern eine Menschenknospe — und diese Knospe hatte er geknickt — Der Gedanke an seine ungeheure Schuld überwältigte ihn. — Freudig und gern hätte er sein Leben hingegeben, hätte er dadurch das Geschehene ungeheuer machen können. Vorhin hatte er sich vorgenommen, alles zu thun, was in seinen Kräften stand, um Louise glücklich zu machen, jetzt wo er mit vollem Bewußtsein die Schuld auf sich allein warf, wurde ihm dieses Vornehmen zum heiligen Gelöbniß. — Er sagte ihr kein Wort davon, aber sie fühlte instinktmäßig aus seinem ganzen Sein heraus, daß er sie achte, und das machte sie unaussprechlich glücklich.

Noch am Nachmittag verließ er sie, um sich so schnell wie möglich zu dem Pfarrer Sternberg zu begeben.

Dell und freundlich, von Obstbäumen und blühenden Sträuchern umgeben, winkte ihm das Pfarrhaus in Haffelrode entgegen, als er am nächsten Morgen, von der Bahnstation aus, seine Schritte dahin lenkte.

Der Pastor Sternberg empfing Ernst, den er aus den Briefen seines einzigen Sohnes genugsam kannte, mit herzlichster Freude. Sein Gesicht wurde freilich von Minute zu Minute ernster, als dieser ihm sein Anliegen vorbrachte; aber der tiefe Ernst, die bittere Reue, die die scharfe Selbstanklage nicht ver-

schmähte, und die Festigkeit, mit der der junge Mann seine Schuld zu sühnen wünschte, stimmten den alten Pfarrer weicher und gewannen ihm vollständig sein Herz, als Ernst mit Ruhe und Festigkeit jede Andeutung des alten Mannes, daß die Zeit die Gefühle der Jugend in ihm erlösen könne, zurückwies. Als Ernst sich aber dahin äußerte, daß er sein gestern in der Noth gegebenes Versprechen, die Forstcarriere nicht aufgeben zu wollen, bei der Nothwendigkeit der schnellen Verjorgung nicht für bindend erachte, stieß er bei dem Pfarrer auf lebhaften Widerspruch.

„Thuen Sie das nicht, mein junger Freund,“ sagte er mit theilnehmender Stimme, „retten Sie aus dem Schiffbruch die einzige Plank, die Sie einst in einen sicheren Hafen führen kann, und das ist: die Liebe, vor allem aber das feste Vertrauen Ihrer Braut. Würden Sie jetzt trotz ihres Versprechens Landwirth werden, so würde Louise Ihnen künftig nicht mehr vertrauen können, und dann wäre ihre Lage noch ungleich mehr beklagenswerth. — Lassen Sie uns überlegen, es wird sich schon etwas anderes finden.“

Lange ging der Pfarrer, die Hände auf dem Rücken gefaltet, in der Stube auf und nieder, verließ dann hastig das Zimmer und kam mit seiner Frau, deren Herzensgüte auf dem Gesicht zu lesen war, zurück.

„Sage es ihm selbst, Mutter,“ rief der Pastor, sich verquält die Hände reibend, „Ihr Frauen versteht es einmal besser wie wir Männer.“

Damit ergriff er sein Sammetkäppchen und ging in den Garten. Als er nach einer Viertelstunde zurückkehrte, fand er die Frau Pastorin in Thränen schwimmend, auch des jungen Mannes Augen glänzten in feuchtem Schimmer.

„Nichts von Dank,“ rief er dem freudig erregten Jüngling, der ihm entgegenstürzte, zu. „Gott hat uns unsere Bertha genommen (sie wäre jetzt so alt wie Ihre Louise), ist es da nicht ein Fingerzeig von ihm, daß er uns in dem armen Kinde einen Ersatz geben will? Was meinst Du, Mutter, das Beste wäre wohl, Du fährst gleich morgen hin und holtest sie her?“

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutsches Gelehrtenleben.

Nachdruck verbotener
Ges. v. 11./VI. 70.

Wenn wir das Leben eines großen Mannes lesen, so geschieht dies oft mit nur getheilter Empfindung. Wir müssen häufig den Gelehrten, den Dichter, den Künstler vom Menschen trennen, und so mächtig auch unsere Verehrung für den Genius sein mag, das Bild, welches wir empfangen, wird kein ungetrübtes und volles, wenn die sittlichen Eigenschaften des Menschen nicht stimmen zu der Größe des Mannes auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste. Harmonisch wird das Bild nur dann, wenn der Genius und der Mensch in gleicher Schöne erscheinen. Im vollen Maße ist letzteres nun der Fall bei Karl Friedrich Gauß, dem großen Mathematiker, dessen hundertjähriges Geburtsjubiläum im verflohenen Jahre gefeiert wurde. Anknüpfend hieran hat Ludwig Hänselmann, der Stadtarchivar Braunschweigs, über das Leben seines großen Landsmanns nachgeforcht und reiche Quellen eröffnet, welche uns Gauß als Menschen so anziehend erscheinen lassen, daß es ein wahrer Genuß ist, Hänselmanns Schrift*) zu lesen. Wir freuen uns, auf dieselbe aufmerksam machen zu können und verfolgen im Nachstehenden den Inhalt, welcher nicht dem Gelehrten, wohl aber dem Menschen Gauß gerecht werden soll.

Gauß stammte aus niederjächsischem Bauernblute. Schon im 17. Jahrhundert läßt sich sein Urahn Hinrich Gooß in Bölsenrode, einem Dorfe bei Braunschweig, nachweisen; er ist Bauer daselbst und einer seiner Enkel, Jürgen mit Vornamen, der als Tagelöhner aufgeführt wird, erhält 1739 Braunschweiger Bürgerrecht. Um das zu erlangen, muß er zwei Zeugen mit auf das Stadtgericht bringen, einen Thaler zum Feuerreimer, „nebst zwanzig Mariengulden Bürgergeld vor sich und seine Frau sofort baar erlegen, zum Gewehr halten Rohr und Degen, auch sonst sich gebührend dazu qualifiziren“. Als Tagelöhner hatte Jürgen Gooß sich auf dem Braunschweiger Rathhause angeeignet; wo aber später seiner gedacht wird, bezeichnet man ihn als „Lehmentierer und Gassenjächter“. Das heißt: im Sommer dichtete er beim Bau die Flechtwände der Häuser mit Lehm und im Winter zog er als Fleischer von Haus zu Haus, um die Schweine der Braunschweiger zu schlachten. Er war ein fleißiger, bürgerlich achtbarer Mann, der am Wendengraben, jetzt Wilhelmstraße, ein eigenes Häuschen erwarb, das auf seinen ältesten Sohn, Gebhard Dietrich, überging. Dieser verheiratete sich 1776 zum zweiten Male mit Jungfrau Dorothea Benzen aus dem Dorfe Belpke, die ihrem Manne, wie die Ehestiftung besagt, „außer einem Bette und dem etwanigen Leinen und Drell einhundert Thaler als ein wahres Heirathsgut einbrachte“. Nach Jahr und Tag, am 30. April 1777, schenkte sie ihm einen Sohn. Es war der, welcher der Stolz seines Volkes werden sollte: Karl Friedrich Gauß.

Die Generationen der Gauß oder Gooß (d. i. Gans

*) Karl Friedrich Gauß. Zwölf Kapitel aus seinem Leben. Von Ludwig Hänselmann, Stadtarchivar in Braunschweig. Leipzig, Duncker und Humblot. 1878.

im Niederdeutschen), dem berühmten Karl Friedrich vorangingen, waren hart arbeitende Leute von tadelloser Arbeit, welche aber nicht aus der Sphäre elementaren Erwerbens heranschrritten; auch Gebhard Dietrich wurde, was der Vater gewesen, Lehmentierer und Gassenjächter, bis er später das bescheidene öffentliche Amt eines Wasserkunstmeisters bekleidete. Für höhere Anliegen der Menschheit gab es in dieser bedrückten Sphäre keinen Raum. So würde wohl auch Karl Friedrich Gauß im natürlichen Verlauf der Dinge nur Handwerker geworden sein, und der Geist, der in diesem Kinde seine Flügel regte, würde sich nicht ohne Kampf aus der umgebenden Enge loszuringen vermocht haben, wenn die Vorsehung es nicht anders beschloffen gehabt hätte.

Wie Goethe sein besseres Theil von der Mutter hatte, so auch Karl Friedrich Gauß. Dorothea Benzen, die aus feinerem Stoffe geformt war als ihr nachmaliger Eheherr, und der Ansätze eines genialen Zuges nicht fehlten, kam in ihrem sechsundzwanzigsten Jahre aus ihrem Heimatdorfe Belpke nach Braunschweig, wo sie sieben Jahre als Magd diente, bevor ihr der um ein Jahr jüngere Meister Gauß die Hand reichte. Von ihrer natürlichen Klugheit, ihrem humoristisch heiteren Sinne, ihrer Charakterfestigkeit wußten nachmals auch die Vertrauten des Sohnes zu sagen, die ihr im hohen Alter zu Göttingen begegneten, wohin sie 1817 übersiedelte.

Nach mütterlicher Seite hin also hört man die verborgenen Quelladern des Genies rieseln. Und doch, wie hoch man die Guss dieser Einflüsse auch anschlagen mag, ein Wunder bleibt es, mit welcher Macht der Geist in diesem Erdenkinde hervorbrach. Ganz ungewöhnlich früh geschah es, in den Jahren, da bei andern das Seelenvermögen noch im Dunkel der Unbewußtheit schlummert. Aus sich selbst, mit gelegentlicher Nachfrage bei seiner Umgebung, lernt Karl Friedrich lesen; am erstaunlichsten aber zeigt sich von frühester Kindheit an die Kraft seiner Auffassung von Zahlenverhältnissen; er durfte scherzend wohl von sich sagen, daß er eher habe rechnen als sprechen können. In seinem dunkeln Heimchenwinkel behorcht der kaum dreijährige Knabe die Berechnungen, die der Vater beim Wochenabschlusse mit seinen Gefellen anstellt; als es ans Auszahlen geht, zirpt er warnend dazwischen, und siehe da, der Alte hat sich verrechnet und was der Kleine angibt, ist das Richtige. In seinem neunten Jahre ist es, daß in der Rechenkasse der Böttcherischen Schule eine arithmetische Reihe summiert werden soll. Die Aufgabe ist kaum gestellt, als Gauß seine Tafel mit einem übermüthigen „Da liegt sie!“ (Da liegt sie) auf den Sammetisch wirft, während alle anderen die Stunde durch rechnen und rechnen. Solche Leistung — denn die Lösung war richtig — erschüttert den alten Magister; er thut ein übriges und verschreibt expresse für das Wunderkind ein neues Rechenbuch aus Hamburg muß sich aber bald zu der Einsicht bequemen, daß es für einen solchen Schüler bei ihm nichts mehr

zu lernen gibt. In Braunschweig aber schüttelten die Nachbarn ob solcher Gaben die Köpfe. Allein über ein dumpfes Stammen, ein ungewisses Wohlmeinen ging es bei allen Gönnern des talentvollen Knaben vor der Hand nicht hinaus. Da war es der Hilfslehrer Bartels in der Böttcherischen Schule, der den Kleinen die Feder schnitt und ihre ersten Schnörkelversuche überwachte, welcher unserem Gauß weiterhalf. Selbst mit Vorliebe auf mathematische Studien gewandt, faßte er ein ungewöhnliches Interesse für das Kind, in welchem so erstaunlich der künftige Rechenmeister offenbar wurde. Den Abstand ihrer Jahre — Bartels war acht Jahre älter — überbrückte die geistige Frühreife des Knaben; bald waren Lehrer und Schüler vertraute Freunde.

Gemeinschaftlich studirten sie, und so mit Bartels' Hilfe drang Gauß in seinem ersten Jahre über den binomischen Lehrsatz und die Lehre von den unendlichen Reihen an die Schwelle der höheren Analysis vor.

Wenn ein Karl Friedrich, wo er stand und ging, in Büchern las, während die anderen im Hause, jung und alt, von früh bis spät die Hände regten, so konnte dies in des Vaters Augen natürlich nicht viel besser als Müßiggang sein. Und nicht etwa sein tyrannischer Eigensinn, sondern Hausfeste des kleinen Mannes von damals, war es, wenn er den Knaben, sobald der Schule ihr bescheidenes Recht geworden war, im Haushalte oder bei seinen Vantirungen für das tägliche Brot mitarbeiten ließ, wenn er während der langen Feierabende des Winters ihn ans Spinnrad zwang und schließlich, um Licht und Heizung zu sparen, vorzeitig zu Bett trieb. Auf seinem Dachkammerlein, so wird erzählt, beim Gestirmer eines Dochtes, den er selbst von roher Baumwolle drehen und in einer ausgehöhlten Röhre mit Talgbroden speisen mußte, hat Karl Friedrich dann halbe Nächte hindurch studirt, bis Kälte und Erschöpfung ihn endlich zwangen, sein ärmtliches Lager zu suchen.

Wenn an Winterabenden der „Delkrüsel“ sein trübes Licht gab, mußte der Knabe, den man sonst nie ohne ein Buch fand, sich gleich anderen Hausgenossen ans Spinnrad setzen und sein

Theil Flachs spinnen, bis eines Tages sein Lehrer den Vater rufen ließ und ihm zuredete: Der Junge sei zu etwas besserem geschaffen, müßte ein Studirter werden. Erst machte der Alte Einwendungen, da aber stellte Bartels Zusage in Aussicht, freies Gymnasium etc. Nun erst gab halb widerwillig der Alte seine Einwilligung, und 1788 bezog Gauß das Katharinen-Gymnasium seiner Vaterstadt. Mit Hilfe älterer Freunde hatte er sich die Elemente der alten Sprachen bereits angeeignet; in allem übrigen war er seinen Altersgenossen weit voraus, und so konnte der Eifrigste sofort in Sclunda zugelassen werden. Nach zwei Jahren rückte er nach Prima auf.

Am Collegium Carolinum, einer höheren, zwischen Gymnasium und Universität stehenden Lehranstalt Braunschweigs, war damals August Wilhelm Zimmermann Professor der Mathematik. Er war eine vornehme Natur, feingebildet und weltgewandt, zugleich durchdrungen von echtem Wohlwollen. Bartels, der sein Schüler war, machte ihn aufmerksam auf den dreizehnjährigen Primaner Gauß. Zimmermann ließ diesen kommen und überzeugte sich nun selbst, daß in diesem Knaben ein Geist zum Lichte rang, dessen Befreiung die Welt ihm einst danken würde. Durch Zimmermann wurde

dann 1791 Gauß dem Braunschweiger Herzoge, Karl Wilhelm Ferdinand, demselben, der bei Jena so unglücklich gegen Napoleon koch, vorgestellt. Aus den eigenen Mittheilungen von Gauß dürfte geschlossen sein, was Sartorius von Waltershausen von diesem Ereignisse und seinen Folgen berichtet: „Während sich die Umgebung des Herzogs an den Rechenkünsten des bescheidenen, etwas schüchternen vierzehnjährigen Knaben ergötzte, verstand der edle Fürst mit feinem Tact, ohne Zweifel in dem Bewußtsein, einen ganz ungewöhnlichen Geist vor sich zu haben, seine Liebe zu gewinnen, und wußte die Mittel zu gewähren, die für die weitere Ausbildung eines so merkwürdigen Talentes erforderlich waren. Gauß verließ mehrfach beschenkt die hohe Gesellschaft und bezog, vom Herzog unterstützt, im Februar 1792 das Collegium Ca-



Gauß auf der Terrasse der Göttinger Sternwarte. Nach einem gleichzeitigen Bilde.

rolinum." Hier blieb er vier volle Jahre, um dann die Universität Göttingen zu beziehen, wo ihm der Herzog einen Freistich anwies und 158 Thaler als jährliche Unterstützung gewährte: für die damalige Zeit eine zum Studium genügende Summe.

Was den achtzehnjährigen Studiosus vorwärts trieb auf seinem Wege, war der innere Drang seines Genies, die unmittlere Gewißheit seines eigenen Berufs. Hand in Hand mit seinen receptiven Studien gingen von Anfang her tief-eindringende eigene Untersuchungen. Schon im ersten Jahre seines Trienniums entdeckte er die Methode der kleinsten Quadrate, 1796 seine Methode der Kreistheilung, 1797 einen neuen Beweis des Theorems von Lagrange. Zugleich arbeitete er an seinem grundlegenden und bahnbrechenden Werke, den „Arithmetischen Untersuchungen“, die er in lateinischer Sprache schrieb. Im September 1798 kehrte Gauß in das elterliche Haus nach Braunschweig zurück. Wie sein Loos sich nun gestalten sollte, lag vorläufig noch im Dunkel. Seine pecuniäre Lage war eine nichts weniger als zufriedenstellende, und an den Herzog sich direct um weitere Unterstützung zu wenden, widerstand seinem Feingefühl, zumal in der damaligen schlechten Zeit das kleine Land Braunschweig am Rande des Staatsbankrottes stand. Doch Karl Wilhelm Ferdinand, der den Genius erkannt hatte, setzte alle kleinen Rücksichten bei Seite. Ihm bleibt der Ruhm, schon damals geahnt zu haben, daß er hier einer Kraft gegenüber stand, die nicht mit dem Maßstabe gemeiner Nützlichkeit gemessen werden durfte. Dem Banauenschorus der Zeitgenossen konnte diese Betrachtungsweise natürlich nicht zugemüthet werden. Ein Mathematiker ohne amtliche Qualifikation war diesen Leuten eine fragwürdige Existenz, „Serenissimi so ungemeines Wohlwollen für solche Person“ ein Räthsel. Der Herzog drang darauf, daß Gauß zunächst in Helmstedt promovire; das geschah 1799, der Herzog trug die Promotionskosten, und nun konnten die Braunschweiger den jungen Gauß „wenigstens für einen Doktor ästimiren“.

Im Jahre 1801 vollendete Gauß die arithmetischen Untersuchungen, die dem Herzoge gewidmet sind. Sie setzen diesem Fürsten ein Denkmal, wie ihm edlerer Art und dauernder die Nachwelt seines errichtet hat. „Wenn Deine Gnade,“ heißt es in der Widmung, mir nicht den Zugang zu den Wissenschaften eröffnet, wenn Deine unablässigen Wohlthaten meine Studien nicht bis auf diesen Tag unterstützt hätten, so würde ich den mathematischen Wissenschaften, denen ich aus innerster Neigung zugethan bin, mich nimmer ganz haben widmen können.“ Mit diesen Untersuchungen hatte der vierundzwanzigjährige Mann seinen Ruf für alle Zeiten begründet. Als epochemachendes Werk, als ein Markstein in der Geschichte der Zahlentheorie wurden sie alsbald von allen anerkannt, denen ein Urtheil darüber zu stand. Nicht lange aber, und die geniale Kraft, aus der diese erste That geboren war, bezeugte sich in einem Erfolge, der das Aufsehen der ganzen gebildeten Welt erregte.

Am 1. Januar 1801 hatte Joseph Piazzi in Palermo den kleinen Planeten Ceres entdeckt. Seine Beobachtungen indes reichten zu einer sichern Bahnberechnung nicht aus; der neue Planet war am weiten Himmel wieder verloren. Da setzte Gauß sich hin und berechnete aus dem unvollkommenen Material den Raum am Himmel, wo die Ceres zu finden sei, und dort sahen ihn dann die Astronomen Zach und Olbers wirklich „wie ein Sandkörnlein am Meeresstrande“. Olbers schrieb damals: „Ohne Gauß müßsamen Untersuchungen über die elliptischen Elemente dieses Planeten würden wir diesen vielleicht gar nicht wieder gefunden haben“, und der große Laplace rief prophetisch aus: „Der Herzog von Braunschweig hat in seinem Lande mehr entdeckt als einen Planeten: einen überirdischen Geist in einem menschlichen Körper.“

Der Herzog setzte Gauß einen Jahresgehalt von 400 Thalern aus, um ihn dem Lande zu erhalten. Und mit diesem 1803 auf 600 Thaler erhöhten Gehalte begnügte sich der bescheidene Mann, ja er lehnte aus Dankbarkeit gegen seinen fürstlichen Wohlthäter den Ruf, Director der Petersburger Sternwarte zu werden ab, trotzdem ihm Rußland 2400 Rubel Gehalt, freie Wohnung, Obersteuerung und glänzende Pension

bot. Karl Wilhelm Ferdinand dachte nun selbst an die Errichtung einer Sternwarte in Braunschweig, deren Director Gauß werden sollte, und mancherlei Vorbereitungen wurden in dieser Richtung getroffen. Allein der Plan zerfiel sich, und 1806 wurde bei Jena der edle Fürst im Kampfe gegen Napoleon tödtlich verwundet, sein Land ging auf im neuen Königreich Westfalen.

Es war damals eine trübe Zeit, in welcher aber Gauß' hellstes Freudentleben hineinfällt. Er hatte sich emporgerungen aus der dunklen Enge, in die er hineingeboren war. Kein Beigeschmack niederer Selbstsucht, nichts von der Gier nach Ehre, Erwerb, Genuß klebt ihm an, die sonst bei plebejischen Emporkömmlingen so leicht sich findet. Wunschlos, ohne Seitenblick, in der Welt seiner Gedanken ruhend, wie ein Unsterblicher, bleibt er in den engen Braunschweiger Verhältnissen, die ihm nun aber das Glück gewähren sollten, in welchem er alles fand, was seinem irdischen Theile noch mangelte.

In einem einfach bürgerlichen Kreise seiner Vaterstadt lernte er 1803 Demoiselle Johanna Dithoff, die Tochter eines Beißgerbers, kennen. Ihr Vater war nach Maß seines Standes ein wohlbemittelter Mann, der dem einzigen Kinde eine vorzügliche Erziehung zu Theil werden ließ, welche alle Gaben einer glücklich veranlagten Natur bei ihr zur Entfaltung brachte. Von Anfang an fühlte sich Gauß lebhaft zu ihr hingezogen, und am 12. Juli 1804 eröffnete er ihr sein Herz in einem Briefe, aus dem wir das nachfolgende zu seiner Charakteristik herausheben: „Lassen Sie es mich endlich einmal aus der Fülle meines Herzens sagen, daß ich ein Herz für Ihre stillen Engeltugenden, ein Auge für die edlen Züge habe, die Ihr Angesicht zu einem treuen Spiegel dieser Tugenden machen. Sie, gute bescheidene Seele sind so fern von aller Eitelkeit, daß Sie Ihren eigenen Werth selbst nicht ganz kennen; Sie wissen es selbst nicht, wie reich und gütig Sie der Himmels ausgestattet hat. Aber mein Herz kennt Ihren Werth — ach! mehr als mit meiner Ruhe bestehen kann. Längst gehört es Ihnen. Werden Sie es nicht zurückstoßen? Können Sie mir das Ihrige geben? Können Sie, Ihre, die dargebotene Hand annehmen, gern annehmen? An der Antwort auf diese Frage hängt mein Glück. Ich kann Ihnen zwar jetzt nicht Reichthum, nicht Glanz anbieten. Doch Ihnen, Gute — ich kann mich in Ihrer gerechten Seele nicht geirrt haben — sind ja Reichthum und Glanz eben so gleichgültig wie mir. Aber ich habe mehr, als ich für mich allein brauche, genug um zweien genüglichen Menschen ein sorgenfreies anständiges Leben zu bereiten, meiner Ausfüchten in die Zukunft gar nicht einmal zu gedenken. Das Beste, was ich Ihnen anbieten kann, ist ein treues Herz voll der innigsten Liebe für Sie.“ Am 9. Okt. 1805 führte Gauß Johanna Dithoff heim, und am 21. August 1806 wird ihnen ihr erstes Kind geboren, eine Knabe, der Piazzi zu Ehren auf den Namen Josephus getauft wird. Ein schönes Bild häuslichen Glückes entwickelt sich nun vor uns. Mit der vollen Unmittelbarkeit rein menschlichen Empfindens gab er sich ihm hin, in seinem Erstgeborenen ging auch ihm ganz das entzückende Wunder auf, das jedem Vater eben sein Kind ist. Nach diesem Merkmal war er wirklich unseres Geschlechts. „Was macht Josephus, schreibt er von Bremen aus an sein Weib, studirt er die Lehre vom Gleichgewicht und von der Bewegung noch fleißig?“ Und sie antwortete darauf: „Du fragst mich, was der Josephus macht? Das kann ich wahrlich nicht alles bezeichnen. So viel ist gewiß, es ist der wildeste, ausgelassenste Bub, den ich kenne. Er ist so wirklich wie ein Cichhörnchen, will immer zur Erde, so lange er auf dem Schoße oder Arme ist; kann aber haben die quacksilbernen Füße dieselbe berührt, so ist auch die Luft verschwunden, um in derselben Minute den Spatz von vorne anzufangen. Freilich rückt er in seinem Studium weiter.“ Joseph Gauß hat als Oberbaurath nachmals den Bau der hannoverschen Staatsbahnen geleitet, und ist zu Hannover 1873 dem Vater in die Ewigkeit nachgefolgt.

Die Ungewißheit der Lage in Braunschweig war der einzige trübe Schatten, der in das sonnige Glück der kleinen Familie fiel. Eine Klärung trat erst nach dem Tode des Herzogs ein, dem gegenüber die Pietät, welche Gauß besaß, ihn nicht

zur Annahme der verlockenden Anerbietungen aus der Fremde kommen ließ. Dann aber, im Herbst 1807, nimmt er den Ruf als Direktor der Sternwarte in Göttingen an und siedelt nach dieser Universitätsstadt über. Hier ist er erst zu voller Größe und Entfaltung gelangt; doch ist es nicht Zweck dieser Zeilen, den Mann der Wissenschaft zu beleuchten, nur vom Menschen soll die Rede sein. Und dessen Gemüthsurzeln führen immer noch nach der Vaterstadt zurück, der er bis an sein Lebensende eine treue Anhänglichkeit bewahrt.

Erst im Jahre 1808 starb dort sein Vater, der ehemalige Lehmentierer und Gassenflächter, im hohen Alter. Gauß hat ihn aufrichtig beweint; um so aufrichtiger, als es ihm nicht bechieden gewesen, ein Sohn ganz nach dem Herzen dieses Vaters zu sein. Doch was war dieser Verlust gegen den tiefen Miß, welchen sein Leben anderthalb Jahre später erleiden sollte! Im dritten Kindbette starb 1809 nach nur vierjähriger Ehe seine geliebte Johanna — für ihn ein Schlag von betäubender Schwere. Als er den besten Theil seines irdischen Looses zur Erde bestattet, suchte er Trost in seinem grenzenlosen Schmerze bei seinen alten Freunden in Braunschweig, wo noch die Mutter lebte, die auch dem Ziele der gewöhnlichen Dauer des Menschenlebens nahe. Aller Gedankenanstausch mit ihr mußte durch dritte Personen geführt werden, denn sie selbst konnte wohl Gedrucktes, nicht aber Geschriebenes lesen. So wurde die Trennung allmählich für beide Theile im hohen Grade weinvoll. 1817, in ihrem vierundsechzigsten Jahre, gab sie den Bitten ihres Sohnes nach und zog zu ihm nach Göttingen, sicher ohne Ahnung, daß sie dieser Wiedervereinigung noch zweiundzwanzig Jahre froh werden sollte. Natürlich, daß sich die alte Frau in der neuen Umgebung nie völlig eingebürgert hat. Wie sie ihre altgewohnte halb bäuerliche Kleidung nicht mehr ablegen mochte, so war sie auch nicht zu bewegen, ihre Maßheiten am familientische des Sohnes einzunehmen. Sonst aber hoch in Ehren gehalten, wie eine Patriarchin, bewegte sie sich unbefangenen

unter den Ihrigen. Noch mit vierundneunzig Jahren ging sie bisweilen zu ihrer in der Stadt verheiratheten Enkelin. Am 18. April 1839 schreibt dann Gauß an seinen Halbbruder in Braunschweig: „Unsere gute Mutter, die ihr Leben höher gebracht hat, als den meisten Menschen zu Theil wird, ist diesen Morgen sanft entschlafen. Ihr Gesicht hatte sie, wie Du weißt, schon seit längerer Zeit verloren; aber übrigens war sie doch immer für ihr Alter bewundernswürdig wohl auf; nur in den letzten Monaten nahmen ihre Kräfte sichtlich ab und sie verließ das Zimmer nicht mehr. Gebe Gott uns allen ein so sanftes Ende, ein Erlöschen ohne Krankheit.“

Gauß ist von Ehren zu Ehren gestiegen, und sein Ruhm als Mathematiker und Astronom erfüllte die civilisirte Welt. Von allen Ehren aber, die ihm zu Theil wurden, hat ihn keine mehr gefreut, als die Ernennung zum Ehrenbürger seiner Vaterstadt, die ihm 1849, als er den fünfzigsten Jahrestag seiner Doktorwürde beging, zu Theil wurde, und in dem Dankschreiben, welches er den Behörden Braunschweigs sandte, erkennt er an, wie es der großmüthige, allen kleinsten Nebenrücksichten fern stehende Karl Wilhelm Ferdinand gewesen, der ihm zu seiner Laufbahn verholfen.

Am 23. Februar 1855 ist im hohen Alter von achtundsechzig Jahren Karl Friedrich Gauß zu Göttingen gestorben. In verflochtenen Jahre, als dem hundertsten nach seiner Geburt, wurde der Beschluß gefaßt, ihm in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu errichten. Dort, wo bereits die schönen ehernen Monumente Heinrichs des Löwen, Karl Wilhelm Ferdinands, des schwarzen Herzog Wilhelm, Lessings sich erheben, wird auch sein Standbild stehen. Ihm in die einsamen Höhen seiner Gedankenflüge zu folgen, wird hinfort und immerdar das Vorrecht weniger Auserwählten bleiben. Aber der tägliche Anblick seiner Gestalt wird weitere Kreise gewinnen einem liebevollen Verständniß für die ideale Schönheit, welche das Leben dieses niedrig geborenen Kindes zur Erscheinung gebracht hat.

Bilder aus den Sevennen.

Von A. Ehrard.

Nachdruck verboten.
Gef. n. 11. / VI. 70.

III. Das Gebirge.

Der Weg führt einige Stationen weit nach Montpellier zu bis Gallargues; hier zweigt die Bahn ab, die in das Herz der südlichen Sevennen, nach le Vigan führt. Die ersten Strecken sind in der That wenig versprechend. Die Bahn zieht sich dem Flüschen Vidourle entlang aufwärts zwischen unbedeutenden langweiligen, felsigen, spärlich mit ehöns vert bewachsenen Anhöhen. Erst bei la Souze treten wir in ein wirkliches Bergthal ein. Wilde zerrissene Felsenzinnen weißschimmernden Kalkes und grauen Dolomits thürmen sich über dem Städtchen zu noch nicht sehr bedeutender Höhe, und erinnern durch ihr Aussehen und ihren Höhlenreichtum lebhaft an die fränkische Schweiz. Freilich vermag weder der ehöns vert, noch der Micaoulierbaum, dessen zähe von Natur sich gabelspaltig theilende Aeste zu Hengabeln gezogen und verarbeitet werden, das volle Buchengrün der Muggendorfer Gegend zu erliegen. Freundlicher schon gestaltet sich durch Weinberge und Kastanienbäume die Vegetation bei St. Hippolyte, und schon schauen aus der Ferne einige mächtig gethürmte Felsenriesen, die das Thal des Herault von dem des Runtor trennen, herüber. Wir nehmen von der Vidourle Abschied.

Ein Tunnel führt uns in das Thal der Runtor, in den Felsenschlund des steinernen Flusses. Der Runtor hat niemals Wasser; selbst das wenige Wasser, was bei der Schneeschmelze aus seinem nur ein paar Stunden langen Thale ihm zufließt, versickert sofort unter seinem Riese, und der Augenschein bestätigt dies, denn nirgends zeigt sich die Eintiefung eines Kinnfals; wie mit dem Bügeleisen geglättet liegt die Fläche seines Kiefes da, die das Thal in seiner Länge durchzieht und auf der denn auch keine Spur von Vegetation oder auch nur von Moos und Flechten zu entdecken ist. Der Runtor ist das hinterlassene, todtte, unverändert bleibende Bette einer vorweltlichen Flut. So tritt er aus dem Felsenschlund und

fließt — wenn wir diesen fähnen Tropus brauchen dürfen — in der erweiterten Thalebene an Ganges vorüber, wo sein Bette in dem des munterströmenden klaren Herault sein Ende findet.

Wir lassen das freundliche Städtchen Ganges mit seiner (katholischen) „eglise“ und seinem (reformirten) „temple“ am Fuß seiner schroffen kahlen Marmorwände einstweilen zur Linken, und folgen der Bahn in den Schlund des Runtor hinaus. Ja, hier in ihren Außenwerken ist die Festung der Camiarden ein düsteres, ernstes, steriles Gebirge. Entsetzlich steile Halben thürmen sich rechts und links zu senkrechten oder überhangenden Felsenzinnen weißgrauen Kalkgesteins empor. Von diesen Halben kann nur wenig Schnee abschmelzen, weil nur wenig darauf liegen zu bleiben Platz hat. Die Bahn durchbohrt in wiederholten Tunnels die Felsvorsprünge, und klimmt dazwischen auf fähnen gewölbten Viadukten, in fieten Curven in beträchtlicher Höhe an den Halben hin. Links drunten fällt der steinerne Fluß das enge Thalbette; wo aber an den Abhängen ein Fleckchen Erde ist, da grünen auch die kräftigen Kastanienbäume, und endlich bei Sumenes erweitert sich der Schlund zu freundlicherem Tiefthale. Der Grundcharakter aber bleibt immer der einer erusten glühenden Felsenwilde.

Da wendet die Bahn sich links und begräbt sich in die Nacht eines langen Tunnels, der aus dem nackten Felsenschlunde des Runtor in das zauberische Thal des Herault führt. Die weißen Marmorwände sind verschwunden; der Thonschiefer mit seinen wunderschönen Formen, mit den prächtig modellirten, bis ins Kleinste individualisirten Rippen, die als Strebeziegel die himmelhohen Zinnen tragen, ist an die Stelle des Kalkgebirges getreten. Ein ununterbrochenes glänzendes, schimmerndes sattes Grün bedeckt diese steilen Höhen bis zu den Gipfeln; drunten im Thale ein schmaler fetter Wiesengrund, mit Maulbeerbäumen reichlich besetzt, und mit Stauwasser des Herault,

der über Wehre herabfällt und über Felsblöcke plätschert, reichlich bewässert; dann die mächtigen prächtigen Kastanienwälder mit ihrem dunkelschimmernden Laube und den Büscheln ihrer gelbgrünen stachelichten Fruchthüllen; dazwischen die in hunderten und aber hunderten von Terrassen sich aufbauenden Weinberge und sattgrünen Maulbeerpflanzungen; feuchte Felsen-schluchten, an deren Rändern die immergrüne Eiche die Fülle ihres dunklen Laubes entfaltet, und endlich droben auf den höchsten Höfen die dichten Gebüsch der Nothbuche — das ist die neue Welt, in die wir plötzlich versetzt sind. Alles so frisch; allenthalben schimmern Rinnsale aus dem Buschwerk der Pflanzungen; die Berge so kühn, die Linien so schon geschwungen; auf den Gipfeln hie und da eine nackte Felsmasse oder ein Felskratz, der nicht hört, der nur Abwechslung in die Scene bringt.

Wir überschreiten den Herault auf hoher Brücke, um ihn sogleich wieder zu verlassen und einem gleichschönen Seitenthale nach dem Städtchen le Vigan zu folgen, wo die Bahn vorläufig ihr Ende erreicht. Hier empfing mich ein Namens- und Geschlechtsvetter, ein Glied des in Frankreich verbliebenen Zweiges meiner Familie, und nun war ich in den Sevennen wie zu Hause.

Le Vigan ist ein bezeichnendes Exemplar der Sevennenstädtchen. Hohe massive Häuser, enge Gassen, ein einziger, mehr langer als breiter Platz. Auf Schatten und Kühle ist die ganze Bauart eingerichtet. Da der Mittag nahe war, begaben wir uns in den Gasthof an cheval blanc und nahmen ein Dejeuner ein. Schon fingen die übeln Einflüsse der scharfen Gewürze an, sich in meinem Organismus bemerklich zu machen, die in den folgenden Tagen sich als ein förmlicher Gastricismus, als Entzündung der Darmschleimhaut, recht unangenehm in gänzlicher Appetitlosigkeit und anderen Beschwerden kund gaben; doch war das Uebel jetzt noch so in seinen Anfängen, daß ich für diesmal den Wohlgeschmack der Barbots, kleiner in Del gebadener Heraultfische, noch zu würdigen im Stande war. Vor dem Piment, oder wie man hier zu sagen pflegt: poivre, der als noch grüne Samenkapitel mit Stengel und Blättern aufgetragen wurde, um von einem jeden nach Belieben verwandt zu werden, hütete ich mich weislich.

Oberhalb des Städtchens befindet sich ein grüner Platz mit uralten Kastanienbäumen. Einige sind morsch und hoch in sich zusammengefunken gleich Bäumen eines Urwaldes und haben aus ihren Stränken neue Stämme getrieben; andere stehen noch in ihrer fünf- oder sechshundertjährigen Majestät, die Stämme so gewaltig, daß fünf Mann nicht hinreichen, einen derselben zu umklammern.

Eine mit Menschen und Risten vollgepropfte Diligence führte mich nach Pont de l'Herault zurück, und von da einige Meilen weit das Thal des Herault aufwärts. Die unzähligen Vorsprünge der Berge zwingen Fluß und Weg in mäandrische Krümmungen, und bei jeder derselben öffnet sich ein neuer malerischer Ausblick. Das klare Flüsschen scheint stellenweise ganz versiegt, da nämlich, wo sein Wasser durch Wehre und Kanäle zur Wässerung absorbiert ist; an andern Stellen finden sich die verzettelten Aeren wieder zusammen im gemeinsamen natürlichen Felsenbette; aber auch hier bleibt noch leerer Raum genug für die Zeit, wenn das Flüsschen durch Gewittergüsse oder Schneeschmelze zum tobenden Waldstrom anschwillt. Das Thal ist, wie sich bei dem Reichthum der Kulturen erwarten läßt, wohlbevölkert; freundliche Ortshäuser mit amuthigen Landhäusern liegen malerisch die Hügel hinan; Seidenpinnereien stehen am Flusse.

Bei einer Gruppe von Landhäusern, wo eine der vielen massiven, schön gewölbten Brücken sich über das Thal spannt, verließen wir den Wagen. Der Hof, jetzt in mehrere Besitzungen getheilt, früher ein einheitliches Ganzes, hatte vor 1685 meiner Familie gehört und gehörte noch vor wenigen Jahrzehnten dem dort verbliebenen Zweige derselben, bis die allzu zahlreiche Vermehrung des letzteren zu einem Verkaufe

Anlaß gab. Von dem alten Edelhofe sieht nichts mehr; im Laufe zweier Jahrhunderte ist alles umgebaut und modernisirt. Eine Mühle, jetzt im Souverain eines eleganten Neubaus versteckt, ist noch der einzige Rest aus alter Zeit. Von hier führt als nächster Weg ein steiler felsiger Saumpfad nach der Ortshaf Ardailers (sprich: Ardalsjäh) hinauf, wo die Filature (Spinnerei) meines Geschlechtsvetters sich befindet und die das eigentliche Ziel meiner Reise war. Dort in „Ardeleyne“ haben — ich fand an Ort und Stelle die alten Pergamente — schon im 14. Jahrhundert meine Vorfahren gelebt. Die Ortshaf, noch 1685 ein Städtchen, dessen premier consul damals ein Jean de la Porte war, jetzt ein bloßes Anney der Stadtgemeinde Vallerangue, liegt in drei getönderten Häufertcomplexen hoch oben auf den drei einzigen eine halbweg ebene Fläche bietenden Stellen des steilen Abhanges der „seyre d'Oriol“. Das provençalische Wort seyre entspricht der spanischen Sierra.

Links von dem Rinnsal, das den Berg herab eine Bucht oder Schlucht bildet, liegt lou mas d'ogleiso, rechts etwas höher lou mas Gibert, und noch beträchtlich höher über letzterem lou mas Migniel. (Mas ist das lateinische mansus; das s wird gesprochen.) Ueber die massive Bauart werde ich später reden. Prachtvoll ist die Aussicht vom mas Migniel, das meine Wohnstätte für einige Zeit werden sollte. Fünf bis sechs Bergketten thürmen sich, bis in die blaue Ferne hinaus, eine über der andern in kühnen Jaden empor. Die nördlichen (auch die „oberen“ genannt, weil ihre höchsten Gipfel die der südlichen um einige hundert Fuß an Höhe übertreffen), haben den Charakter eines Hochplateaus; dort dehnen sich jene vielgenannten causses (Hochebenen) aus, in welche die Täler in schroffem Absturz eingegäßt sind; anders die „unteren“, d. i. senwärts gelegenen südlichen Sevennen; hier kommen auf dem Rücken einzelner Berge, z. B. der Luzette, hier und da zwar Strecken von geringer Breite und Ausdehnung vor; meist aber scharfen sich die Berge zu schroffen wildgezackten Kanten und Spigen, ja Nadeln zu. So sehen wir im Südost als fernste Hochwacht den Montdardier ragen mit einer Reihe von Pies, und endlich in einen gewölbten Rücken verlaufend, an dessen Fuße das gleichnamige Schloß sich zeigt; links vor ihm ruht die steile Pyramide der Roqueure; links von ihr der hohe Kamm des Mont Vironne; im Vordergrund senkt sich der Wild Stockwerk um Stockwerk, von Kette zu Kette, bis er an einer einzigen Stelle in die Tiefe des Heraultthales hinabzudringen vermag. Rechts von da wird ein langer grüner Grat hoch überragt von der langgestreckten schroffen, wunderschön gerippten Wand der Luzette, deren Ende sich an den Fuß des Esperou, den Centralpunkt der südlichen Sevennen anschließt! Dort oben ist mit blohem Auge die seyre raide (Schroffenberg) sichtbar, ein Gasthaus auf der Wasserscheide zwischen Herault und Tonte, zwischen Mittelmeer und atlantischem Ocean. Neben ihr zeigt sich eben noch der höchste Gipfel, der Mont Aigoal; dann schließt ein Vorsprung unseres Oriol als Coullisse die Aussicht ab.

Wer könnte sie malen, wer sie schildern, die wunderbaren Tinten, in denen bei Sonnenauf- und Niedergang diese Höhen schimmern? wer schildern das Spiel der bläulichen, kupferigen, roßigen Lichte, des Halbdunkels und des hellen Glanzes auf dem Lichtgrün der Pflanzungen, auf den Felsenrippen, auf den Matten, die von den Massen einer prachtvoll karminrothen Erica bedekt, wie türkische Teppiche schimmern? Und nun vollends der Sternenhimmel! Der gestirnte Himmel erglänzt schon unten in der Bannage in einer Pracht, von der wir Nordländer uns kaum eine Vorstellung machen. Und gar hier oben in völlig dunstfreier Luft funkeln Sterne und Milchstraße in einer unbeschreiblichen Glut. Jupiter, Mars und Saturn brannten wie Feuerkugeln; Vega stand im Zenith wie eine kleine Sonne; es war, als ob sie alle herabkämen mit ihrem Lichte; sie schienen dem Auge näher zu sein, als die in tiefen Schatten verfunkenen Berge.

Die Lichtmühle.

Nachdruck verboten.
Gel. u. 11. VI. 70.

Man möchte beim ersten Anblick des kleinen Apparates, welches die Deutschen Lichtmühle nennen, glauben, das „Perpetuum mobile“ sei nun endlich erfunden worden. Die Konstruktion der zierlichen Maschine, von der wir eine Abbildung beifügen, ist frei von allen geheimnißvollen Zutaten und leicht verständlich in ihren Haupttheilen, während die physikalischen Erscheinungen, die sich an derselben wahrnehmen lassen, selbst den Gelehrten von Fach noch genug des Räthselhaften darbieten. Wir bemerken zunächst vier kleine Glimmerplatten, die an einem Achsenkreuz aus leichtem Aluminiummetall befestigt sind, das auf einer feinen Stahlspitze ruhend, sich ohne Beschwörung in horizontaler Richtung zu drehen vermag. Die eine Seite der Glimmerplättchen ist mit Lampenruß geschwärzt, die andere dagegen besitzt die dem Glimmer eigene glasglänzende Oberfläche. Damit das weiche Aluminiummetall nicht von der Stahlspitze durchbohrt werde, ist noch ein kleines Glashütchen eingefügt, welches sich in der Mitte des eben erwähnten Achsenkreuzes befindet und das also hergerichtete Windrädchen in einem Glasballon eingeschlossen, der mit Hilfe einer Luftpumpe fast luftleer gemacht wurde.

Wird dieser Apparat nun dem Lichte ausgesetzt, einerlei ob dem Tageslichte, den Strahlen der Sonne oder einer Lampe, so setzt der innere Mechanismus sich ununterbrochen in Bewegung und zwar derart, daß die nicht geschwärzten Seiten der Glimmerplättchen vorangehen. Je kräftiger die Lichtquelle ist, deren Strahlen die Glimmerplättchen treffen, um so lebhafter und rascher erfolgen die Drehungen. Aus diesem Grunde gab der Erfinder Crookes dem Apparate den Namen Radiometer, mit welchem Worte er andeuten wollte, daß in der Zahl der Umdrehungen, welche in einer bestimmten Zeit erfolgen, ein Maß für die Stärke der Strahlen einer Lichtquelle erblickt werden könnte. So lange der Apparat neu ist, zeigt er auch in der That eine erstaunliche Empfindlichkeit gegen die Abnahme oder die Zunahme des Lichtes, selbst das Vorbeiziehen einer kleinen Wolke vor der Sonnenscheibe wird durch Verlangsamung der Drehungen sofort von dem Radiometer markirt; wenn jedoch die Stahlspitze, auf welcher das Flügelrädchen ruht, etwas stumpf geworden ist, vermindert sich die Empfindlichkeit des Radiometers, so daß die Hoffnungen, den Apparat als ein genaues Meßinstrument für die Lichtstärke benutzen zu können, vorläufig noch ihrer Erfüllung entgegengehen.

Von größerer Wichtigkeit sind dagegen die Untersuchungen, welche angestellt wurden, den Grund dieser Bewegungsercheinungen zu erklären, wenn auch bekannt werden muß, daß die Physiker in dieser Angelegenheit noch nicht einig sind und verschiedene Theorien zur Erklärung des Phänomens aufgestellt wurden.

Die Ansicht des Erfinders Crookes, nach welcher das Licht die bewegende Ursache sei, hat man bereits aufgegeben, um der Wärme die Wirkungen zuzuschreiben, welche scheinbar das Licht beanspruchen darf. Wenn nämlich der Glasballon so luftleer gemacht wird, als unsere Hilfsmittel gestatten, dreht das Rädchen sich nicht, und ebenfalls steht dasselbe still, sobald die Verdünnung keine genügende ist. Damit die Flügel der Lichtmühle sich bewegen können, ist die Anwesenheit eines Gases in dem Ballon erforderlich, indessen muß dieses Gas, sei es nun atmosphärische Luft, Wasserstoff, Stickstoff oder ein anderes Gas, bis zu einem gewissen Grade verdünnt werden. Wären die Lichtstrahlen in Wirklichkeit das bewegende Prinzip, so müßten die Flügel sich um so leichter im Lichte drehen, je größer die Luftleere, je geringer mithin der Widerstand ist, den die Glimmer-

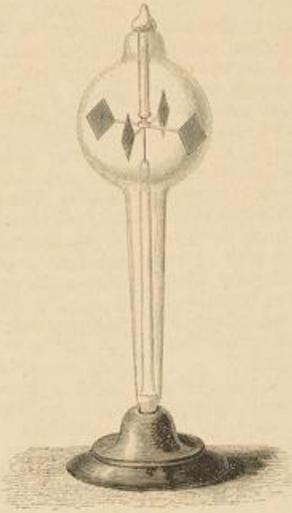
plättchen zu überwinden haben. Wir wissen ferner, daß die Lichtstrahlen im allgemeinen von Wärmestrahlen begleitet sind. Sobald Wärmestrahlen auf die spiegelnde Fläche der Glimmerplättchen fallen, werden sie wie von jeder glänzenden Oberfläche zurückgeworfen, während die geschwärzte Seite die Eigenschaft besitzt, die Wärmestrahlen aufzufangen und sich zu erwärmen. Die geschwärzte Seite erwärmt sich daher rascher und in erhöhterem Grade als die spiegelnde und ist nun im Stande, ihre nächste Umgebung zu erwärmen. Die bereits verdünnte Luft des Apparates, welche die geschwärzte Seite berührt, wird durch die Wärme zur Ausdehnung gezwungen, allein diese Ausdehnung wirkt wie eine Feder, welche das leicht bewegliche Plättchen vorwärts treibt.

Diese Anschauung, welche gleichzeitig die Ursache erklärt, weshalb die spiegelnde Fläche des Glimmers vorangeht, wird noch durch folgenden Versuch bestätigt. Man setzt eine gewöhnliche Lichtmühle den Strahlen einer Lampe aus, bis die Flügel in lebhafteste Umdrehung gerathen und läßt die Lampe plötzlich aus unter gleichzeitiger Hemmung der Bewegung durch Neigen des Apparates auf die Seite. Sobald jedoch das Glashütchen wieder richtig auf der Stahlspitze ruht, beginnt das Rädchen sich nach der entgegengesetzten Seite zu drehen, so daß jetzt nicht die spiegelnde, sondern die geschwärzten Flächen voraneilen.

In der Dunkelheit fählen sich die kleinen Luftschichten an der geschwärzten Seite verhältnißmäßig rascher ab, als an der spiegelnden, und ziehen sich zusammen, so daß der Druck jetzt auf der entgegengesetzten Seite liegt und die Drehung im umgekehrten Sinne erfolgen muß. Um ferner zu zeigen, daß die Wärme die Ursache der Drehung des Radiometers ist, hat Crookes selbst eine Reihe von Untersuchungen angestellt, welche von großer Beweiskraft sind.

Es ist bekannt, daß das zusammenge setzte weiße Licht durch das Prisma in verschiedene einfach farbige Strahlen zerlegt wird, die in dem Spektrum sich in der Folge von roth, orange, gelb, blau, indigoblau und violett an einander reihen. Die einzelnen Strahlen unterscheiden sich nicht nur durch ihre Leuchtkraft, sondern auch durch ein Mehr oder Minder von Wärmestrahlen. Die größte Helligkeit besitzt das Gelb des Spektrums, während das Maximum der Wärme an der äußersten Grenze des Roth liegt und gegen das Violett hin allmählich abnimmt. Crookes setzte nun das Radiometer nach und nach den einzelnen Regionen des Spektrums aus, und es ergab sich, daß nicht das hellste Licht, sondern das Maximum der Wärmestrahlen die meiste Einwirkung auf die Geschwindigkeit ausübte, mit der sich die Flügel bewegten. In einer bestimmten Zeit drehte sich das Radiometer im rothen Lichte 85 Mal, im gelben 57 Mal, im blauen 22 Mal, im violetten 6 Mal. Wäre das Licht die bewegende Ursache, so hätten die Umdrehungen am zahlreichsten im Gelb erfolgen müssen, was jedoch nicht der Fall war. Nicht immer sind Licht und Wärmestrahlen mit einander vergesellschaftete, es galt daher auch die Einwirkung der sogenannten dunklen Wärme auf das Radiometer zu prüfen, wobei sich, wie zu erwarten war, herausstellte, daß die Wärme allein, ohne jegliche Anwesenheit von Licht, die Lichtmühle in Bewegung setzt.

Es liegt nun die Frage nahe: wie konnte man die Bewegung der Flügel des Radiometers sehen, wenn kein Licht zugegen war, da doch das Auge ohne Mitwirkung des Lichtes keine Wahrnehmungen zu machen im Stande ist? Man bediente sich zur schwachen Beleuchtung des Apparates sogenannter fluo-



Die Lichtmühle (Radiometer).

rescirender Substanzen, welche, nachdem sie dem Lichte des im luftleeren Raume übergehenden elektrischen Induktionsfunken ausgesetzt worden, zu leuchten anfangen. Dem fluorescirenden Lichte wohnt eben so wenig Wärme inne wie dem phosphorartigen Scheine modernden Holzes; es äußert keinerlei Wirkung auf das Radiometer, das jedoch sofort in Drehung geräth, sobald dem Glasballon die warme Hand oder ein schwach erwärmtes Metallstückchen genähert wird, welchen sogenannte dunkle Wärmestrahlen entströmen.

Ogleich die hier angeführten Experimente deutlich erweisen, daß die Wärme eine Ursache der radiometrischen Bewegungserscheinung ist, so haben jedoch tüchtige Gelehrte, gestützt auf andere Versuche, Theorien aufgestellt, welche die er-

wähnten Erscheinungen auf andere Weise deuten. Ohne näher auf dieselben einzugehen, wollen wir hier nur ihr berechtigtes Vorhandensein konstatiren, um uns nicht der Einseitigkeit oder der Parteinahme in wissenschaftlichen Dingen schuldig zu machen. In der gelehrten Welt hat die unscheinbare Lichtmühle ein allseitiges Interesse gefunden und bereits mancherlei Staub aufgewirbelt, und wenn sie auch kein Perpetuum mobile ist, so gibt sie doch reiche Veranlassung zum Forschen und Denken, und die Wahrheit, welche im Kämpfen und Ringen nach Erkenntniß gefunden wird, dürfte schätzenswerther sein, als das Perpetuum mobile, das zu erriethen so viele sich vergeblich mühten, weil das Unmögliche nie zur Möglichkeit werden kann.

St—de.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

Nachdruck verboten.
Bd. v. 11./VI. 70.

(Fortsetzung.)

XLVIII. Ein Aïde-de-Camp.

Der alte Kossäthe Maltusch, nicht viel jünger als unser Freund Feierich Kuballe, wohnte dreiviertel Stunden vom Dorfe hart an der Hohen-Ziesarschen Grenze, und war eigentlich schon auf einer Art Landzunge in die Drosselsteinsche Feldmark hineingebaut. Das führte denn, nachdem auf dem Gebiete Maltusch-Seidentopf-Kuballe mehrere Minuten lang geplänfelt worden war, alsbald ins Gräßliche hinüber und vom Gräßlichen auf den Grafen selbst. Alle waren einig in seinem Lobe; Renate sprach mit besonderer Wärme, und selbst die Schorlemmer pries seinen „vor ihm selbst verborgenen“ christlichen Sinn.

„Hätte er einen andern Verkehr gehabt und statt in Zeiten des Abfalls in Zeiten der Erweckung gelebt, er wäre ein Mann geworden wie „unser Graf“.

„Danke wir Gott,“ sagte Bamme, „daß er geliebt ist, wie Natur und Verhältniße ihn schufen. Ich habe nichts gegen den lausitzischen Grafen, den Sie, meine Verehrte, als „Ihren Grafen“ zu bezeichnen lieben; aber ich erschrecke, wenn ich mir unseren Drosselstein, der, seine Tugenden in Ehren, ohnehin schon nicht zu den Alleroriginellsten gehört, als Zingendorf II vorstelle. Es thut jeder gut, sich auf seine eigenen zwei Beine zu stellen, diese Beine mögen sein wie sie wollen. Wir haben die unserigen, Zingendorf hatte die feineren. Wenn ich sage die „unserigen“, so muß ich um Entschuldigung bitten, weil ich mir wohl bewußt bin, daß meine berechtigten Eitelkeiten nicht gerade nach dieser Seite hin liegen. Im übrigen bleibt es dabei: „das Traurigste sind die Doubletten“. Woran ist Prinz Heinrich gescheitert? Die Gräfin drüben ist todt, und so läßt sich ohne Furcht vor einzubüßender Freundschaft allenfalls eine Antwort auf diese Frage geben. Er ist gescheitert einfach an der Thatsache, daß er doch schließlich nicht anderes als „beinahe sein Bruder“ war. Da lobe ich mir den alten Ferdinand, den Sie nentlich, Bigewitz, in seinem Johanner-Palais besucht haben. Der war nie etwas, Gott weiß es, aber er war doch wenigstens er selbst. Nein, meine Werthe, lassen wir unseren Hohen-Ziesarschen Grafen wie er ist. Das wird das Beste sein für ihn und für uns. Er hat eben nur einen Fehler!“

„Und der wäre?“ fragte Berndt.

„Er wird das Pregelwasser nicht los oder was dasselbe sagen will, er steckt zu tief in seinen ostpreussischen Vorurtheilen. Achten Sie darauf, wenn er über politische Dinge spricht, gerade jetzt wieder, wo sie nach seiner ehrlichsten Ueberzeugung dort oben in optima forma die Weltgeschichte machen und Freiheit und Ordnung in Balance bringen. Ich kenne ihn. In Ostpreußen ist die Mannhaftigkeit und in Königsberg ist die Weisheit zu Hause. Daran ist nicht zu rütteln, das ist Paragrapp eins. Alles was sich in den anderen Provinzen findet, wird an dieser Elle gemessen. Auch wir Märker passiren nur gerade noch so hin. Er läßt uns gelten, aber bloß als Rohmaterial. Wir werden abgerichtet für den Dienst, für Armee und Verwaltung, aber aus uns selber sind wir nichts und bedeuten nichts. Wir sind unfrei, Werkzeuge, Hoffslaven, Hohenzollernsche Leibtrabanten.“

Berndt lächelte.

„Na, General,“ sagte er, während er mit den Fingern der linken Hand leise auf dem Tisch Tuch trommelte, „bei Lichte gesehen, ist es nicht so?“

„Nein, Bigewitz, nein. Natürlich es gibt Ausnahmen, ein paar oder meinetwegen auch viele. Aber das reizt mich eben, daß man über die Fehlemanns, die Medewitz und Ruyes, die nichts haben als Spieluhren, Gicht und Dummheit, daß man über diese die Bigewitz und die Bammes vergißt. Hofadel! Bah! Der Jagdjunker von Otterhädt, der den abgeleiteten Spruch von: „Hochimken, Hochimken, höde di“ an seines gnädigen Herrn Kammerherr schrie, war auch bei Hofe. Leibtrabanten! Unfinn! Frondeurs sind wir, alle oder doch die besten von uns, und ab- und einsehen, das wäre so uniere Lust, wenigstens die meine. Wann waren die Bammes bei Hofe? Nie. Und die Bigewitz nicht oft. Wir haben anno 95 nicht gefragt, und jetzt fragen wir wieder nicht. Man geht zusammen, so lange es paßt. Manus manum lavat. Wenn mir wohl wird, wird mir immer lateinisch. Legitimität, Loyalität! Bah! Alles ist Afford und Pakt und gegenseitiger Vorthheil.“

„Und Eid,“ sagte die Schorlemmer.

Bamme zuckte die Achseln.

„Meine Güte,“ fuhr er geringschichtig fort (denn er wußte, daß ihn die Schorlemmer nicht leiden konnte), „wenn es mit den Eiden ginge, so würden die Zingendorfe die Welt regieren. Ich bezweifle, daß wir dabei gewinnen. Denken Sie sich eine tugendhafte Weltgeschichte. Wenigstens ich für mein Theil möchte sie nicht lesen. Es ist mit den Eiden wie mit den Gesetzen, sie sind nur dazu da, um gebrochen zu werden. Wenigstens die politischen; die Liebeside nehme ich natürlich aus.“

Und dabei wandte er sich zu der neben ihm sitzenden Renate und küßte ihr die Hand.

„Ich weiß, daß Sie scherzen,“ sagte diese.

„Ach, meine Gnädigste,“ fuhr Bamme fort, der auf seine Art eine Schwärmerei für Renaten hatte, „ich scherze nicht, ich verfall nur in meinen alten Fehler, mir die Ehren nicht genau zu berechnen, vor denen ich spreche. Das alles waren Sätze für die Gräfin-Tante, nicht für die schöne Nichte. Ich war in diesem Augenblicke in Guse, nicht in Hohen-Biez. Pardon!“

Schon während diese letzten Worte gesprochen wurden, war von der Dorfstraße her ein rasch sich steigendes Schellengeläute hörbar geworden und im nächsten Augenblick hielt ein Schlitten vor den Thorschlüssen des Hauses.

„Nach der Regel mußte das Drosselstein sein,“ sagte Bamme und erhob sich halb von seinem Stuhl, um schärfer nach dem Vorplatz hinausschauen zu können. Es war aber nicht Drosselstein, vielmehr traten, zu nicht geringem Staunen Lewins, Hirschfeld, Gress und Tubal ein und wickelten sich, während letzterer nach Vorstellung seiner beiden Reisegefährten zu Entschuldigungen über ihr alleinig unangemeldetes Erscheinen schritt, aus ihren Shawls und Mänteln heraus.

Berndt, gastlich und zerstreunungsbedürftig, gab seiner Freude

über den unerwarteten Besuch — eine Freude die, wie sich leicht denken läßt, von dem „immer frisches Blut“ verlangenden Bamme getheilt wurde — den lebhaftesten Ausdruck; nichtsdestoweniger blieb eine kleine Verlegenheit, die sich bei Lewin und Renaten und mehr noch bei Tubal, hinter einem beständigen Hin- und Herfragen, ohne daß die Antwort abgewartet worden wäre, zu verdecken suchte. Ja selbst die Schorlemmer ließ ihre sonstige Ruhe vermissen.

Inzwischen waren Stühle gerückt worden, und da bei dem ersten Begehen der Tafel außer dem Seidentopfschen Platz auch noch die Schmalseiten oben und unten frei geliebt waren, so wurde das Tischarrangement keinen Augenblick ernstlich gestört. Es war die Rede davon, einige der Gänge rasch noch einmal wieder erscheinen zu lassen, alle Renangetommenen aber lehnten auf das bestimmteste ab und erklärten nicht nur, unterwegs eine sehr substantielle Mahlzeit eingenommen, sondern auch, wie der Augenschein zeige, für ihre Ankunft in Hohen-Viez den denkbar glücklichsten Moment, den des Desserts, getroffen zu haben. Dem stimmte Bamme, der gerade Schwarzbrot und Biscuitschnitte mit frischer Butter zusammenmörtelte, aufs lebhafteste zu, und verschwor sich dabei einmal über das andere, daß die Feinschmecker aller Zeiten, von Lufall bis auf Friedrich den Großen, das eigentliche Diner immer nur als den Sockel der drei großen Dessertgottheiten: Bacchus, Romus und Pomona angesehen hätten.

So phantasirte der Alte weiter, dessen guter Laune es vorzugsweise zuzuschreiben war, daß das besangene Hin- und Herfragen der ersten Minuten einer ungewollenen Unterhaltung das Feld räumte. Jeder nahm schließlich Theil daran, insbesondere Tubal, aus dessen Mittheilungen denn auch das eigentliche Reizziel des eben eingetroffenen Besuches erkennbar wurde. Sie befanden sich, so hieß es, auf dem Wege nach Breslau, wo sie dem durch Jürgasch und Bummde gegebenen Beispiele zu folgen und in die dorthelbst sich bildende Freiwilligenarmee einzutreten gedächten. Der Aufruf, von dem alle Welt spräche, sei zwar noch nicht da, niemand bezweifle aber, daß er kommen werde („jede Stunde“ warf Berndt dazwischen) und ein Gehen von Jürgasch eingetroffener Brief gäbe bereits ein Bild des neu erwachten Lebens. So sei neben anderem auch ein schlesischer Landsturm in Bildung begriffen. Alle Männer von achtzehn bis sechzig Jahren, was noch nicht Waffen träge, solle herangezogen werden. Zweck dieses Landsturms sei, den Feind, wo er sich in schwachen Detachements zeige, zu überfallen, Generale wegzufangen (Bamme schlug mit der flachen Hand auf den Tisch) und mit Fourageurs und Marodeurs kurzen Prozeß zu machen. Scharnhorst leite das Ganze; Blücher sei angekommen. Was aber die Hauptsache sei, der König selbst, der bis dahin an einem kräftig-patriotischen Aufschwung gezweifelt habe, sei jetzt selber von Zuversicht getragen. Und in diesem neuen Glauben werde er sich befestigen, denn der Geist sei überall derselbe. Von allen Seiten strömten Gaben herbei: Geld, Waffen, Equipirung; jeder gäbe, was er habe, und wer nichts habe, der gäbe sich selbst. Alles dies sei dem Jürgaschischen Briefe entnommen. Er seinerseits glaube noch hinzuzufügen zu dürfen, daß in den nächsten Tagen schon neuntausend Freiwillige von Berlin nach Breslau abgehen würden.

Diese Mittheilungen, mit Jubel aufgenommen, schlugen den letzten Rest von Verlegenheit, wenn ein solcher überhaupt noch da war, aus dem Felde, namentlich bei Berndt, der ohnehin von Anfang an den Vorrath im Ladalinstischen Hause nicht gerade von der allertragischsten Seite genommen hatte. Was war es denn schließlich? Mehr dem Eigensinn, als der Ehre des alten Geheimraths war eine Niederlage bereitet worden. Bninsk war Graf und reich, und Lewin — war jung. Der Ungar, dem nicht nur Bamme, sondern die ganze Tafelrunde mehr und mehr zusprachen, begann in gleichem Maße die gute Stimmung zu steigern, und Berndt, erfüllt von Plänen, deren Ausführung aus der Anwesenheit und dem Verbleib seiner Gäste nur Vortheil ziehen konnte, richtete schließlich die Frage an Tubal: „Bis wie lange?“

„Bis morgen.“

Das war nun freilich nicht das, was er zu hören gewünscht hatte.

„Ihr müßt bleiben,“ rief er, „und uns zur Hand gehen. Mit dem Kaiser Coup sind wir sitzen geblieben; dieser Conte war klüger als ich ihn nahm und hat seinen Kopf rechtzeitig aus der Schlinge gezogen. Aber die nächsten Tage müssen etwas bringen und wenn wir auch gegen „Bastion Brandenburg“ oder den „Hohen Cavalier“ anstürmen sollten. Bamme und ich waren die ersten und exerzirten schon, als sich jenseits der Oder noch keine Hand rührte, und nun haben sie drüben den kleinen Krieg comme il faut, während wir immer noch da sitzen wie die Spittelweiber in der Nachmittagspredigt.“

Ein strafender Blick der Schorlemmer traf ihn, und Berndt, nachsichtig bis zur Schwäche gegen die rigiden Launen der alten Herrnhuterin, korrigirte sich sofort und sagte seinen letzten Satz in anderer Form wiederholend: „Während wir noch immer still sitzen und unsere Hände in den Schooß legen. Bamme muß anders werden. Ueberall ist man uns voraus, in Solbin, in Driesen, in Landsberg. Und nicht genug daran, keine Stunde Wegs von hier schlagen diese Kirch-Göriger ihre Krampenschlacht, und ehe wir es uns versehen, hat Kaulsch den pour le mérite. Sind wir dazu da, um vor Handschuhmacher Pfeiffer die Segel zu streichen? Wir, die wir zuerst geträht haben, zuerst und am lautesten. Sollen wir uns sagen lassen, daß wir bloß gespielt und mit Exercitium und Trommelschlagen dem lieben Herrgott die Zeit gestohlen hätten. Nein, ich hasse nicht mehr als diese Soldatenpielerei. Und warum? Weil ich Soldat war und das Ding ernsthaft nehme. Ein Bürger, ein Bauer braucht nicht die Waffe zu nehmen, aber wenn er sie nimmt, muß er sie brauchen, sonst ist er ein Narr oder ein Frazier.“

„Es ist doch ein eigen Ding um den Ungar,“ schmunzelte Bamme und drehte seinen Schnurbart. „So läßt er uns beispielsweise die Rollen tauschen. Sie sprechen wie Bamme; nun denn, so muß ich wie Biegewiß sprechen. Das heißt ruhig und besonnen. Sie gehen zu weit, vor allem zu weit gegen sich selbst. Zum Streiten gehören zwei, sagt das Sprichwort. Und zum Batailliren auch. Erst müssen wir sie haben, haben.“

„Nein,“ unterbrach ihn Berndt, „verstecken wir uns nicht hinter diesem Satz. Der Feind ist überall. Es braucht nur guten Willen und wir begegnen ihm. „Suchet, so werdet ihr finden.“ Ein Sprichwort ist des anderen werth. Und meines ist sogar ein Spruch. Solche Trupps, wie die hundert Mann in Guse, sind jetzt auf jeder Straße. Wir erklären sie gefangen, mehr ist nicht nöthig. Es sind Expeditionen (Du warst ja dabei, Tubal), als ob wir Muschwig und Rosentreter aufsuchten, meine „französischen Marodeurs“ von damals. Von Gefahr keine Rede, viel weniger, als um unserer Reputation willen zu wünschen wäre. Aber das Blatt kann sich wenden, neue Regimenter des Vikkönigs mischen sich schon mit den alten und unter allen Umständen, so oder so, Du bleibst, Du und Deine Freunde!“

Tubal wechselte zustimmende Blicke mit Hirschfeldt.

„So bleiben wir denn,“ riefen beide, und Hirschfeldt, indem er sich gegen Berndt verneigte, setzte hinzu: „Der Aufruf ist noch nicht da, und die Bildung der Freiwilligen-Corps hat kaum erst begonnen. So versäumen wir nicht viel. Ist doch Hohen-Viez ohnehin eine Etappe nach Schlesien; in drei Tagen sind wir in Breslau, spätestens in vier. Ich für mein Theil stelle mich zu Diensten, und unser Freund Grel, bei allem Kriegseifer, der ihn besetzt, wird ein Gespräch über Hölderlin, zu dem sich ihm hier die beste Gelegenheit bietet, auch nicht zu den verlorenen Stunden zählen. Ich bitte den Herrn General, über mich verfügen zu wollen.“

„Topp, Hirschfeldt,“ sagte dieser. „Das nenne ich eingefangen! Sie sind mir willkommener als Sie wissen können. Es ist nichts kleines für einen alten Bietenischen, der bloß reiten und die Augen aufmachen kann, einen „Aide-de-Camp“ um sich zu haben, der sich auf Karten und Listen und aufs Schreibere Handwerk versteht. Denn ganz ohne Federfucherei geht es nicht mehr in der Welt. Auf gute Kameradschaft also!“

Und dabei klangen die Gläser zusammen.

Eine Viertelstunde später erhoben sich alle von der Tafel und die beiden Damen, während der Rest der Gesellschaft das Eckzimmer aufsuchte, stiegen in das obere Stockwerk hinauf, um hier für die Platzierung ihrer Gäste Sorge zu tragen. Sie kamen überein, den hölderkinichwärmenden Grel bei Lewin, Tubal und Hirschfeldt aber in dem nebenan gelegenen Zimmer unterzubringen. Alles dies war rasch geordnet, nur Bammle machte Schwierigkeiten.

„Wo schaffen wir ihn hin?“ sagte die Schorlemmer. „Ich mag ihn nicht auf unserem Korridor haben. Er ist anstößig und ein Greuel.“

„Ich fürchte mich auch vor ihm,“ entgegnete Renate. „Das heißt ein wenig.“

„Und das ist gut, daß es so ist. Ich fürchte mich auch, wenn Abneigung Furcht ist. Er darf nicht nach oben, zehn Schritt von Deinem und meinem Zimmer. Vielleicht klingelt er, oder gewiß klingelt er und Maline muß ihm ein Glas Wasser bringen.“ — „Nun?“

„Nun?“ wiederholte die Schorlemmer. „Wie Du nur fragst, Renate! Ich habe Dich doch zu fromm erzogen. Ein Mensch wie Bammle trinkt nie Wasser und klingelt immer und rechnet dabei auf dies und das.“

„Aber, liebe Schorlemmer . . .“

„Ich habe mit dem Angefoks gelebt,“ fuhr diese fort, „und die Ordnländer, die auch klein sind, gerade so klein wie dieser Bammle, die waren auch alle in der Fleischlust. Meine liebe Renate, gewiß, man soll den Teufel nicht an die Wand malen; aber ebenso gewiß ist es, man soll den Brunnen nicht erst zudecken, wenn das Kind hineingefallen ist. Und die Maline ist ein Kind, so, das ist sie mit all ihrer Klugheit. Denn was die Klugheit hilft, das verdirbt die Eitelkeit. Und mit den Eiteln hat er immer das leichteste Spiel. Du weißt schon wer. Mir ist, als hätten wir den Bösen im Hause.“

„Du nimmst es schlimmer als es ist,“ sagte Renate. „Er hat keinen guten Ruf. Aber die Menschen übertreiben, und alles in allem er ist ein alter Mann, er muß siebzig sein. Und ich entsinne mich, daß die Tante von ihm sagte: „Wenn wir die Sünde nicht schieben, so schiebt die Sünde doch schließlich uns.“ Sie jagte es französisch, aber das hörst Du nicht gern.“

So ging oben auf dem Korridor das Gespräch, und während es geführt wurde, plätscherte der Gegenstand all dieser moralischen Kengte nicht nur persönlich in einem Meer von Behagen, sondern wußte sein eigenes Wohlgefühl auch seiner Umgebung mitzutheilen. Er war affabel und pilant wie gewöhnlich, durch Hirschfeldts Weiben aufrichtig erpönt, und verzichtete darauf, wichtigthuend den General zu spielen. Wußte er doch, daß er sich gehen lassen konnte, ohne an Autorität etwas Erhebliches einzubüßen. Und wenn doch, so war er der Mann, sich das Verlorenegegangene jeden Augenblick zurückzuerobern. Mit Hanfen-Grell, der ihm unter seinem etwas fremd klingenden Doppelnamen vorgestellt worden war, wußte er anfänglich, theils um dieses Namens, theils um seiner sonderbar vorstehenden Augen willen, nichts Rechtes anzufangen, söhnte sich aber beim Tarof, das Grel, als Kartentischpartner, im Graf Mollkefchen Hause gelernt hatte, rasch und vollkommen mit ihm aus und versprach ihm bei dieser Gelegenheit einmal über das andere die Groß-Duitsdorfer Pfarre, wenn er erst seinen „sehigen“ zu Tode geärgert oder nach Berlin hin weggeleitet haben würde, denn dahin passe er und dahin müsse er. Patronat und Pfarre könnten aber nur bei Gleichartigkeit der Interessen neben einander bestehen und das beste Bindemittel sei und bleibe Tarof oder doch überhaupt die Karte.

Rasch verging der Abend. Bald nach neun Uhr wurde das Spiel abgebrochen, und alles zog sich zurück, die jüngeren Männer in die Fremdenstuben treppauf, der General in sein Parterrezimmer, in das auch bei heftigem Klingeln nicht einzutreten allen weiblichen Dienstboten des Hauses aufs schärfste anbefohlen worden war.

Eine halbe Stunde später war alles still, nur in einer der oberen Korridorstuben war noch Licht, und Renate und Marie plauderten von den Erlebnissen des Tages: von Bammle und den ridikulen Befürchtungen der Schorlemmer, von Grel

und seiner imponirenden Häßlichkeit, von Hirschfeldt und seinem zerhaunenen Gesicht.

„Narben ist doch das schönste,“ versicherte Marie.

Und dann glitt das Gespräch zu Tubal hinüber, dessen Name sehr bezeichnender Weise bis dahin noch nicht genannt worden war. „Erzähle,“ sagte Marie, „wie war er?“

„Er war besangen und vermied es, meinem Auge zu begegnen. Dabei sprach er viel und hastig, aber ich bemerkte wohl, daß ihm nur daran lag, sich und uns über das Peinliche dieses Wiedersehens hinweg zu helfen. Eine Zartheit, die mich rührte. Aber das ist so Labalinskische Art. Sie haben alle jene Bornehmheit, die lieber sich als andere verlagert. Und das Mindeste zu sagen, es ist, als theilten sie die Verantwortung für das was geschehe. Deshalb war auch Tubal nicht mit in Guse. Der alte Geheimrath bekannte es mir, als wir uns in Bohlendorf trafen.“ — Marie schüttelte den Kopf.

„Ich sah es anders,“ sagte sie. „Was Du Zartheit nennst, ist ihr Gewissen, und die Mißthund, deren sie sich keine zeihen, ist keine eingebildete. Sie sind sich alle gleich und kennen nichts als den Augenblick. Er liebt Dich und ist doch seiner eigenen Liebe nicht sicher. Er mißtraut sich selbst, und deshalb begegnet er Dir mit Scheu. Vielleicht, daß er Dir offen bekennt, um wenigstens vor sich selbst einen Halt und etwas, das einer Rechtfertigung ähnlich sieht, gewonnen zu haben.“

„Ihr hattet immer eure Fehde,“ sagte Renate. „Wüßte ich es nicht besser, ich könnte glauben, Du liebstest ihn.“

Und damit schieden die Freundinnen, und Maline kam, um Marie nach Hause zu begleiten.

Die letzten Gesprächsworte waren unter Lachen gesprochen worden, aber als Renate wieder allein war, lachte sie nicht mehr. Waren das nicht dieselben Befürchtungen, die sie selbst erst diesen Morgen aufrichtig und doch in der Hoffnung auf Widerlegung, gegen Lewin geäußert hatte? Und nun hörte sie nichts als die Bestätigung alles dessen, was ihr abnungsvoll das Herz bedrückte. Hatte Marie Recht? Und schlimmer als das, hatte sie selber Recht?

Sie hätte wohl noch weiter gefragt und gegrübelt, wenn nicht die Schorlemmer eingetreten wäre. Diese kam, um ihrem Liebling „Gute Nacht“ zu sagen.

„Erinnerst Du Dich noch,“ sagte sie, „was wir in Bohlendorf plauderten? Jetzt erfüllt es sich. Die Erbtochter ist da, nun werden auch bald die Hochzeitszüge kommen.“

„Ach, liebe Schorlemmer,“ entgegnete Renate, „es ist mit Euch Herrnhutern ein eigen Ding. Ihr seid fromm, aber prophetisch seid Ihr nicht.“

„Das darfst Du nicht sagen, Renate. Wer den rechten Glauben hat, der sieht auch das Rechte.“

„Das Rechte, aber nicht immer das Richtige. Die Wirklichkeit der Dinge läßt Euch im Stich.“

Die Schorlemmer lachte gutmüthig vor sich hin.

„Das sind so Sätze aus dem neuen Lewinschen Katechismus,“ sagte sie. „Aber nichts mehr davon, mein Renatchen, für heute schlafe. Das wird wohl das Rechte und auch das Richtige sein.“

XLIX. Am Wermelin.

Lewin und Grel waren am frühesten auf, beschloßen aber das Erscheinen der übrigen abzuwarten. Dies währte nicht lange. Schon nach Ablauf weniger Minuten hatte sich alles in der Halle versammelt, in der heute der Gäste halber auch das Frühstück genommen werden sollte. Nur die Damen fehlten noch. „War Hoppenmariefen schon hier?“ fragte Berndt.

Jeeze verneinte, der alte General aber, der, trotzdem er im Geheimen beständig mit ihr verglichen wurde, bis dahin nie von der Zwergin gehört hatte, fragte neugierig: „Hoppenmariefen? Wer ist das?“

„Sie mag Ihnen selber antworten,“ sagte Berndt. „Eben sehe ich sie über den Hof kommen.“

Und so war es. Ehe noch weitere Fragen gestellt werden konnten — denn auch Grel und Hirschfeldt waren aufmerksam geworden — erschien der Gegenstand allgemeiner Neugier innerhalb der Glasthür und war nicht wenig überrascht, an eben



Drei Freunde. Originalzeichnung von Sonderland.

der Stelle, wo sonst nur die todten Bihewige von der Wand sprachen, einer heiteren Gesellschaft Lebendiger zu begegnen.

„Hier, General, haben Sie Hoppenmarieten,“ sagte Berndt. Und Lewin setzte hinzu: „Meine Freundin, nicht wahr, Marieten?“

„Hohoho,“ lachte die Zwergin und stellte die Kiepe vor sich hin, in der sie nun zu framen begann.

„Briefe?“ fragte Berndt.

„Nei, jnädge Herr, man blos de Berlinsche. Awers hüt steit et inn.“

Und damit reichte sie Berndt die Zeitung herüber.

„Ah, der Aufruf!“

„Joa, dat fällt et ja woll sinn. So seggte de Postminsch

oof. Un een von de Küstrinsche Bärgers röpp mi na'h: „Nu geiht et los, Hoppenmarieten . . .“ Na, man too, mi fällt et recht sinn. Un vorbi is et mit de lütten Franzosen, se röwern ja all, und de olle General . . .“

„Ah, General Jourmier. Nun, was ist es mit dem?“

„He wihr gistern bi Markgraf Hans' unnen. De fälltst, un hiew or söß von sine Generals un Wifziers. All unnen in de Gruft.“

„Und da haben sie nach den vierundzwanzig Wispseln Dätzens gesucht, die der geizige Markgraf mit ins Grab genommen haben soll?“ Hoppenmarieten nickte.

„Und wer hat es Dir erzählt?“

„Da' Bäcker Mewes.“

„Und was noch?“
 „Nicht veel, un ihrst verstümm id am nich. Awers dunn lachte joa Mewes und knipste mi und seggte: „Bis' doch sünsten nich so dumm, Goppenmariefen. Un nu pah' upp. De Kuff is doa mit jammt sine Kosacken un da hebben all' ehre groten Vallerbüßen bi Quartischen und Temsel. Un dat welen so nu de lütten Franzosen oof, un wullen sich nich ihrst rutrüeren loaten. Se treden aff. Un wenn een afftreden deist, dann nimmt he mit, wa he freegen kann. Un dissentwegen wihren se gistern bi Markgraf Hans' unnen in sine Grast. Awers se hebben nig fun'n.“

„Das glaube ich wohl,“ sagte Bamme und setzte dann, an Wigewig sich wendend, hinzu: „Markgraf Hans war ein Hohenzoller und die verstehen's; die vergraben kein Pfund, am wenigsten vierundzwanzig Wispel Dütchen, die Hohenzollern wollen Zinsen haben. Das hätte ich dem Küstrinschen General sagen können.“

Goppenmariefen, die kein Wort von dem allen verstanden hatte, lachte nichtsdestoweniger, nickte dem alten General vertraulich zu und verließ dann salutierend und ihr übliches Kauderwelsch vor sich hin sprechend, die Halle.

„Ein Prachtexemplar,“ sagte Bamme. „Hätte ich einen kleinen fürstlichen Hof, die ließ ich auf Hofuspokus abrichten, auf Tränkchen und Wahrjagerei.“

„Da wäre Geld und Mühe weggeworfen,“ antwortete Berndt. „Sie versteht es ohnehin schon.“

„Desto besser; aber nun der „Aufruf“. Lassen Sie hören, Wigewig.“

Während der ersten zehn Zeilen blieb aller Aufmerksamkeit gefesselt, bald aber ließ diese nach und mußte nachlassen, da man allerhand Halbheiten entdeckte und sich im ganzen arg enttäuscht fühlte. Dieses Gefühl war so stark, daß das Erscheinen Schulze Knieschale, der noch vor Schluß der Vorlesung eintrat, kaum als eine Störung empfunden wurde.

„Sehen Sie sich, Knieschale,“ sagte Berndt. „Was bringen Sie?“ — „Gute Zeitung, gnädiger Herr; wir haben ihn.“

„Wen, den Vicelkönig?“

„Nein, nicht so hoch hinaus, aber doch den italienischen Grafen. Eben war der Trebnitzer Verwalter bei mir; in seiner Kirche liegen die ganzen hundert Mann gefangen. Den Grafen haben sie nach Selow gebracht, weil er einen Dieb über den Kopf hat.“ — „Erzählen Sie.“

„Nun also: es muß so gestern um die Mittagstunde gewesen sein, als sie durch Alt-Rosenthal kamen. Gleich dahinter fängt die Trebnitzer Heide an, rechts hohe Stämme, aber nach links hin lauter Kuffeln. Und den Kuffeln, so meinte der Verwalter, den trauten sie nicht recht; aber was half es, sie mußten durch, weil sie vor Dunkelwerden noch nach Zahnsfelde wollten. Und so marschirten sie denn dicht aufgeschlossen und die Kriegstafel immer in ihrer Mitte bis an den kleinen See, der schon zwischen den Kuffeln liegt und eigentlich bloß ein Tümpel ist, und den die Rosenthalschen und die Trebnitzer den „Wermelin“ nennen. Und da war es ja nun vorbei mit ihnen, denn dahinter stecken sie ja gerade, und nun vorwärts, immer mit Hurrah, was die Franzosen seit Mostau gar nicht mehr hören können. Und da warfen sie die Gewehre weg und gaben sich gefangen.“ — „Alle?“

„Bis auf den Grafen. Der riß eins der Gewehre wieder auf und schoß einen aus dem Sattel. Aber Tettenborn kam ihm von der Seite und hieb ihn über den Kopf, daß er niederstürzte.“ — „Tettenborn?“ fragten alle.

„Ja, Oberst Tettenborn mit zwanzig Kosacken. Er war denselben Morgen bei Bessin über die Oder gegangen. Jetzt ist er in Selow, wohin er den Grafen abgeliefert hat. Und hat ihn auch seinen Degen wiedergegeben, weil er sich als ein tapferer Offizier und Mann von Ehre gezeigt habe.“

Bamme sah sich zuerst wieder. Er hatte, wie Berndt und alle anderen, bei Beginn der Erzählung von einer Varnim-Lebuser Waffenthat zu hören geglaubt und war, als der Name Tettenborn fiel, einen Augenblick verstümmt gewesen, die ganze geträumte Landsturmherrlichkeit auf ein neues Kosackenstückchen hinauslaufen zu sehen. Aber der alte General war nicht der Mann, irgend einem Kerger länger als zwei Minuten nachzuhängen und

hatte vielmehr umgekehrt ein ausgeprochenes Talent, auch das Kergerlichste sofort wieder von der guten Seite zu nehmen.

„Ziehen wir die Summe, Wigewig, so haben wir uns aus drei Gründen zu gratuliren: erstens habe ich Recht behalten (was in meinen Augen immer eine Hauptsache ist), zweitens haben wir den Conte sammt seinen hundert Mann und einer, wie ich fürchte, leeren Kriegskasse, und drittens haben wir die Kosacken oder doch ihre Vorhut, diesseits der Oder. Kergerlich genug, denken Sie. Aber wie die Dinge liegen, bleibt uns nichts übrig, als mit jedem Winde zu segeln, auch mit diesem Windbeutel von Tettenborn. Also keine Kopfhängerei, Wigewig. Etwas wird auch für uns übrig bleiben, und wenn es bloß der Vicelkönig wäre, nach dem Sie sich bei Schulze Knieschale so theilnehmend erkundigt haben.“

Das half, Berndt gewann seine gute Laune wieder, und eine Fahrt nach Hohen-Biesar, das Bamme, trotz seiner vieljährigen Beziehungen zu Drosselstein, noch nicht kennen gelernt hatte, wurde verabredet. Der alte Wigewig entschied sich für eine vorgängliche schriftliche Anmeldung und ging in sein Arbeitskabinet, um die Zeilen zu schreiben.

Auch alle übrigen erhoben sich: Gress und Hirschfeldt, um unter Lewins Führung das Dorf und die Kirche zu besuchen, der alte General, um zu Seidentopf zu gehen.

Nur Tubal hatte sich ausgeschlossen und ging in das Esszimmer hinüber, wo er hoffen durfte, die Damen zu treffen. Oder doch wenigstens seine Cousine. Er hatte sich nicht getäuscht. Renate, mit einer Perlenstickerei beschäftigt, saß in der Nähe des Fensters und zählte auf einem vor ihr liegenden Muster die Stiche. — „Störe ich?“

„Nein, aber ich glaubte, die Herren seien ins Dorf gegangen und in die Kirche. Oder hast Du, wie der alte General, eine Abneigung gegen Kirchen?“

„Ich zog es vor, zu bleiben. Darf ich einen Stuhl nehmen, Renate?“ — Sie nickte zustimmend.

Und Tubal fuhr fort: „Unsere Stunden hier sind gezählt, Hirschfeldt wird ungeduldig, ihm brennt der Boden unter den Füßen, und was ich Dir zu sagen habe, duldet keinen Aufschub.“

Renate gedachte des Gesprächs, das sie mit dem alten Ladinski in der Wohlshedorfer Kirche geführt hatte. Es lag ihr daran, es zu keiner Erklärung kommen zu lassen, wenigstens in diesem Augenblicke nicht, und so ging sie, um Fragen zu verhüten, vor denen sie bangte, selbst zu Fragen über.

„Hast Du Briefe?“ sagte sie. „Ich meine Briefe von Kathinka. Darf ich wissen, was sie schreibt?“

„Ich habe keine Geheimnisse vor Dir, Renate. Und hätte ich sie, so würde es mich glücklich machen, sie mit Dir theilen zu können.“

„Ich dürfte nie nach Geheimnissen. Aber ich bin voller Verlangen, von ihr zu hören. Bitte, lies.“

Und Tubal las: „Rybstowig, 4. Februar. Mein lieber Tubal! Wir gehen morgen über Richowig und Nowa-Gora auf Bainskis Güter. Ein katholischer Geistlicher wird uns begleiten. Ich gedente (Bainski wünscht es) in unsere alte Kirche zurückzutreten. Es ist nichts in mir, was mich daran hindern könnte; alles in allem gefällt mir das Römische besser als das Wittenbergische. Schreibe mir bald. Ich bin begierig, von Euch zu hören, von allen. Ich denke stündlich an Papa und jetzt auch oft an unsere Mutter. Du begreiffst. Bainski will nach Paris, er ist, wie ich ihm gedacht, und ich bin glücklich, ganz glücklich. Freilich ein Rest bleibt. Ist es unser Loos oder Menschenloos überhaupt? Deine Kathinka.“

Eine Pause trat ein.

Dann sagte Renate: „Und diese Zeilen sollen Dich nun begleiten. Es ist schön, ein liebes Wort mit hinauszunehmen. Aber nicht ein solches. Es klingt so trüb und traurig.“

„Ach, Renate, daß ich ein tröstlicheres Wort mit mir nehmen könnte. Sprich es. Du weißt, was mich zu hören verlangt.“ Sie schwieg.

Tubal aber fuhr fort: „Ich weiß, warum Du schwiegst. Es fehlt uns etwas in den Herzen der Menschen, vielleicht weiß es uns in dem eigenen fehlt. Das ist unser Verhängniß. Meinen Vater hat es getroffen, ihm am Leben gezehrt, und

nun trifft es mich. Es ist, als ob wir etwas verschert hätten. Einen Augenblick schien es, daß es anders werden sollte, da fällt nun dies in unser Leben hinein. Und wieder ist es hin. Alles und Neues zeugt gegen uns, und das „ja“, das ich zu hören verlange, will nicht über Deine Lippen.“

Da war nun das „Selbstbekenntnis“, das Marie am Abend vorher erst prophezeit hatte, und der leise Spott ihrer Worte klang schmerzlich in Renates nach. Aber einen Augenblick nur, dann war es überwunden und alles, was sich jemals zu Gunsten ihres Jugendfreundes in ihrer Seele geregt hatte, es war wieder da, doppelt da unter dem Einflusse tiefen Mitgeföhls, und mit jener Offenheit und Heiterkeit, die den Zauber ihres Wesens ausmachte, sagte sie: „Höre mich, Tubal, ich will Dir nichts verschweigen. Lewin und ich, wir haben es oft mit einander durchgesprochen, auch gestern erst. Euer Loos ist nicht das

schlimmste. Eines ward Euch versagt, ein anderes ward Euch gegeben. Und dies andere . . .“ Sie schwieg. Er aber ergriff ihre Hand und rief, indem er sie mit Knäfen bedeckte: „D diese Deine Hand, daß ich sie halten dürfte mein Lebelang, immer, immer. Ich beschwöre Dich, Renate, sprich, sage ja.“

„Ich werde sie keinem andern geben, gewiß nicht. Aber solange von dieser Stunde nicht mehr, am wenigsten binde Dich; ich, ich bin gebunden.“

„D sage, daß Du mich liebst, Renate. Sprich es, es hängt so viel an diesem Wort.“

„Nein, nicht jetzt. Es sind nicht Zeiten für Bund und Verlöbniß oder doch nicht für uns. Aber andere Zeiten kommen. Und hast Du dann das eigene Herz geprüft und das meine, das, ich bekenne es Dir, in Zweifeln bangt, vertrauen gelehrt, dann, ja dann!“ (Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Bücherchau. LVII.

Spätherbstblätter von Emanuel Geibel. Zweite Auflage, der ersten unveränderter Abdruck. Stuttgart, Verlag der J. C. Cotta'schen Buchhandlung. 377 S. M. 8.

Immer gern wieder begegnen wir der Muse E. Geibels, auch wenn es „Spätherbstblätter“ sind, die uns der Dichter nahe der Schwelle des Greisenalters bietet. Seit Ahlands Dichtermund verstummt ist, wurde Geibel der Liebling der Nation, ja in manchem Betracht ist er der geistige Fortsetzer der Ahlandschen Muse. Denn wenn er auch namentlich darin sich von dem schwäbischen Sänger unterscheidet, daß dieser ganz und gar in germanischem Boden wurzelt, während Geibel, der hellenische Laub mit Augen schauen durfte, auch von altgriechischen Vorbildern die Formensöhne empfing, die seine Dichtungen adelt, so bleibt doch ungleich mehr das Gemeinliche in den sonnenigen Liedern beider Sängers, des süd- und des norddeutschen. Auch das ist beiden gemeinsam, daß der Schwerpunkt ihres Genies durchaus in der Lyrik liegt, die sich zu epischen Elementen erweitert, nicht im Drama trotz mancherlei Anläufen. Auch die vorliegende Sammlung beschäftigt das. Nicht alle Lieder darin sind Kinder des Alters; die 25 letzten stammen sogar aus früher Jugendzeit, aus den Jahren 1835–1842. Aus manchem dieser Jugendlieder spricht der Humor des Vorkantones. So aus der heiteren Studentenanedote, wo der den Propheten Habakuk erklärende Professor mit neunundvierzig Gründen beweist, daß an einer bestimmten Stelle kein Mephistopheles stehen dürfe:

Er schlägt auf's Buch im Jorne,
Da springt das Mephisto weg —
Was ihn so sehr verdrossen
War nur ein Fliegendred.

Zwischen Studien, Sonnenschein und schönen Mädchengesichtern flattern diese Lieder, wenn auch nicht gerade bedeutenden Lieder. Eines davon, „Nachts auf dem Archipelagus“ erinnert uns daran, daß der Dichter in jungen Jahren die Zauber von Hellas genossen. Aber es folgt ihm nach dem Süden die verlassene Liebe des Nordens:

Ließe sich das Leid vergessen,
Nimmer als das einzig meine
Hätt' ich dann das Glück befehen,
Dessen Frucht ich jetzt beweine.

Würde mir mein Schmerz entzissen,
Müß ich auch die Liebe meiden,
Müß ich auch das Leben missen —
Eins sind Leben, Lieb' und Leiden.

Doch diese Nachlese der Jugendlieder ist an Gestalt und Werth längst überholt durch die früher veröffentlichten. Darum noch ein Wort über die wirklichen „Spätherbstblätter“, als deren bester Kommentar das von Wehmuth und Gild zeugende Schlußlied (S. 188) gelten kann:

Im Spätherbst steht mein Leben,
Zu Ende ging das frohe Spiel,
Die Sonn' erblaßt, die Nebel weben,
Und bald, ich fühl's, bin ich am Ziel.

Doch nicht in klagenden Akkorden
Hinterher soll mein Harfenklang,
Zwei Freuden sind mir noch geworden,
Denn ich beglückt mich preisen mag.

Ich sah mit Augen noch die Siegel
Des deutschen Volks und sah das Reich,
Und legt' auf eines Eufels Wiege
Den frisch erkämpften Eichenzweig.

Es wechseln Motive und Stoffe aus Hellas, dem deutschen Norden, von der Ostsee und aus den Alpen, Antikes und Modernes mit poetischen Sprachen voll milder Reife des Alters und rein lyrische Klänge, in denen noch das alte Jugendfeuer fortglüht. Der Dichter klagt einmal („Als Epilog“, S. 144), bei aller Günst der deutschen Literatur

sei man ihm darin nicht gerecht geworden, daß man seine Jugendpoesien über die „reife Kunst“ späterer Jahre gestellt habe.

Er verlangt, auch in den Leistungen seiner Reife gewürdigt zu werden:

So hab' auch ich beharrlich fortgetungen
Und schritt, im Lernen wachend, durch das Leben,
Denn seid mir endlich unbefang'ne Richter,
Und wägt ihr mich, so wägt den ganzen Dichter.

Wir vermögen das nicht hier auf engstem Raum. Aber das sei gesagt, daß uns Geibel außer der Lyrik, worin er ein Meister ersten Ranges ist und bleibt, vorzüglich zu epischen Stoffen im Kleinen, wo das historische Bild sich zum Genre verkleinert, zum Idyll und zur Elegie genimmt zu sein scheint, während das Drama nicht seine Welt ist. Auch diese neueste Sammlung spricht für dies Urtheil. Auch die beiden Föhlen „Das Mädchen vom Don“ und „Eine Seeräubergeschichte“, wenngleich der tragische Stoff der ersteren wenig idyllisch ist, beweisen das. Es sind kleine Novellen in Versen. Geht durch manche Lieder, wie die obigen Stellen schon verrathen, ein Ton von Resignation, von Trauer um verlorene Jugendlust und verlorene Freude („Ach, wie viele nahm der Tod, wie viel mehr das Leben!“), von Täuschung und Enttäuschung, so weiß sich der Liederdichter, dem bis in die alten Tage, länger als irgend einem Lyriker der Nation die Muse treu geblieben, mit Jug zu trösten!

Ich bin, was ich bin, Und lern' ich von Vielen! Nach eigenen Zielen Stand' immer mein Sinn.	Und hat sich's gefügt, Und laßt ihr mich gelten, So glaubt, daß ich selten Mir selber genügt.
Ein Strahl Poesie Beschied mir die Wade, Ich hül' ihn als Gnade, Und rühmte mich nie.	Und wißt ihr dahin Mein Lied nicht zu nehmen, So darf's mich nicht grämen; Ich bin, der ich bin.

Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft von L. Vulliemin, Professor in Lausanne. Deutsch von J. Keller. Zwei Bände. Aarau, Verlag von H. R. Sauerländer. I. Von den ältesten Zeiten bis auf die Reformation. 1877. 258 S. II. Von den Anfängen der Reformation bis auf die Gegenwart. 1878. 289 S. Preis: 7 Mark 20 Pf.

Wir zeigen mit Freude und warm empfehlend das vielleicht letzte Werk des großen Vulliemin an. Dem die beste Kraft und Liebe seiner Jugend gegolten, dem weicht der treffliche Mann auch die letzte Kraft und Liebe seines Alters — dem Vaterlande. So ist denn auch dies ursprünglich französisch*) erdichtene und einem weiten Leserkreis bestimmte Geschichtsbuch ganz mit jenem eidgenössischen Stolz geschrieben, der den Schweizer Geschichtsschreibern seit Johann von Müller, ja schon seit Regidius Tschudi eigen ist. Aber dieses Pathos artet bei Vulliemin doch nirgends in leere Ruhmrederei aus; er kennt auch die Schatten und die Gefahren seines Volks; das Buch ist durchweg sachlich und nüchtern gehalten. In der Schweizergeschichte des Mittelalters, zumal in der Darstellung des Ursprungs der Eidgenossenschaft (1291–1315), hat der Verfasser die Ergebnisse der gerade hier so stark anräumenden und umgestaltenden urkundlichen Kritik in angemessener Weise verwendet. Aber sehr treffend erklärt er es auch für die Pflicht des Historikers, „die Sage und die mündliche Ueberlieferung in ihrem Rechte zu schätzen. Manch eine Sage“ — so fährt er fort — „die dem Volke lieb und sein eigen Fleisch geworden, besitzt mehr sittlichen Inhalt und hat eine größere historische Bedeutung erlangt, als vielen Geschichtsthatfachen, über welche kein Zweifel schwebt“. Mit diesem Maßstab wird die schweizerische Heldenlage von Tell, vom Rütli und c. gemessen; es ist die Dichtung neben der Wahrheit, aber das Volk

*) Histoire de la Confédération Suisse par L. Vulliemin. 2 voll. Lausanne, Georges Bridel. Das in sehr schönem eleganten Französisch geschriebene Original ist allen zu empfehlen, die eine ansprechende, edel unterhaltende und zugleich belehrende Lektüre in jener Sprache wünschen. D. R.

hängt noch heute wärmer an ihr als an dieser. Unter Buch hobt, nachdem es ein geographisches Bild des merkwürdigen Landes vorausgeschickt, mit der Pahlzeit und der Periode der festsitzigen Selvetier an, führt durch die Römerzeit, das Mittelalter und die Zeit der unbegründeten Freiheit die Landesgeschichte hindurch, den Kriegszustand und den bürgerlichen Zuständen stets die Kulturgeschichte in Kirche, Sitt, Kunst und Wissenschaft an die Seite stellend. Der ewige Ruhm der Schweizer, daß an der Schwelle der Neuzeit von zwei Punkten des Landes die reformatorische Bewegung ausgegangen ist (Zwingli, Calvin), wird mit Nachdruck und gerühmtem Stolz betont. Aber gegenüber dem sich erhebenden Protestantismus beginnt auch hier die katholische Reaktion, die der Verfasser von den Wirkungen des Tridentinums bis zum westfälischen Frieden, der die Schweiz zugleich dauernd von Reich und Reich losriß, eingehend schildert. Das religiös-kirchliche Interesse wird dann wieder abgelöst durch das politische, zuerst in der Form der herrschenden Aristokratie, bis dann im Gefolge der großen französischen Umwälzung die Schweizer Revolution 1797 und 1798 die „moderne Demokratie“ schafft, die noch heute besteht und in der Bundesverfassung von 1848 ihren vorläufigen Abschluß gefunden hat. So ist es ganz in der Ordnung, daß Vallentin an diesem Zeitpunkte Halt macht.

Wenn der Fachmann von der Höhe der Wissenschaft, ohne ihr etwas zu vergeben, zu der populären Form herabsteigt, so wird ihm diese Resignation dadurch vergütet, daß er nun zu tausenden redet. Wir zweifeln nicht, daß dies gedrängte Bild ihrer reichen Volksgeschichte zunächst von den Schweizern selbst wird willkommen geheißen werden, aber auch im Auslande und bei uns Deutschen wird man das Buch mit Vertrauen in die Hand nehmen. Der Einsatz des kleinen Alpenvolkes in die weltgeschichtliche Bewegung — diese Beobachtung drängt sich auch bei der Lektüre dieses Gesamtbildes auf — ist ein ungemein hoher und steht zu dem räumlichen Umfang des Landes, vollends mit seiner Seelenzahl, in gar keinem Verhältnis. Möge — das ist unser Schlußwunsch — auch diese historische Rückschau zu der Erkenntnis unter Schweizern wie Deutschen beitragen, daß beide trotz politischer Scheidung durch die größten Lebensinteressen, ideale noch mehr als materielle, durch Natur und Geschichte aufeinander angewiesen sind.

D. Herbig.

Am Vierwaldstätter See.

Niemals bin ich allein, nicht hoch auf einsamen Felsgrat,
Nicht wo im schweigenden Thal Falter und Blume sich paart.
Bährlich es lebt mir die Welt, wo immer der Geist der Geschichte
Aus dem Gebild der Natur groß sich und lieblich enthüllt.
Wie sich dem grünen Smaragd anstiehlt die güldene Fassung,
Also umstrahlt dies Land golden die Wunder des Sees.
Siehe, die Ruten*) beschauen so erst das Feld der Geschichte,
Wo grümdunkel der See rauschet von Gessler und Tell.
Wahngestalten sie selbst! — Doch aus dem Nebel der Mythen
Dringt gar mächtig und hell Geist und Geschichte und That.
Nimmer des Volks anmuthigen Traum in der Wiege des Sängers
Nimm ich nimmer, Du nimmst wahrlich die Seele hinweg.
Glaube Du, Schweizer, nur fort; das so zu träumen verstanden,
Wahrlich auch wachen vermag Thaten zu üben ein Volk.

*) Die wunderjam geformten kahlen Berge, an deren Fuß Schwyz liegt.

Kein zähes Fleisch mehr.

Zu der Mitte des vorigen Jahrhunderts machten Tropenerseide die Beobachtung, daß die Eingeborenen ein Mittel besaßen, um zähes Fleisch in kurzer Zeit mürbe zu machen. Zu diesem Zwecke bedienten sie sich der färbigen Blätter des Melonenbaumes (*Carica Papaya*), in welche das Fleisch eine Zeit lang eingewickelt wurde, das dann später beim Kochen und Braten ungewöhnlich rasch erwünschte Zartheit erhielt. So interessant diese Angabe auch war, fand sie sich in fast allen botanischen Handbüchern als Curiosum angeführt, ohne daß ihr von glaubwürdiger Seite eine weitere Bestätigung zu Theil ward, nunmehr ist jedoch jeder Zweifel an ihrer Richtigkeit beseitigt, seitdem es Herr Dr. Wittmad in Berlin gelang, sowohl mit der Frucht als den Blättern des merkwürdigen Baumes auf wissenschaftlicher Basis beruhende Experimente anzustellen. Von befreundeter Hand wurden Herrn Dr. Wittmad aus Magdeburg Früchte und Blätter eines im Gewächshause gezogenen Melonenbaumes überhant, die zu folgenden Versuchen dienten.

Einige Tropfen des aus der Frucht erhaltenen Milchsaftes wurden mit zwanzig Gramm Wasser verdünnt und in dieser Mischung zehn Gramm mageres frisches Fleisch getocht. Schon nach fünf Minuten war das Fleisch in lauter gröbere Fetzen zerfallen, während ein gleichgroßes Stück Fleisch ohne den Zusatz des Milchsaftes während des Kochens immer härter wurde. Ein Stück frisches Fleisch, das in ein Blatt des Melonenbaumes eingewickelt 24 Stunden gelegen hatte, wurde mit einem gleichen Stück Fleisch zusammengelegt, das dieselbe Zeit hindurch nur in Papier eingewickelt gewesen war. Ersteres wurde beim Kochen in kurzer Zeit mürbe, während das letztere noch ganz hart war. Ferner löste der mit Wasser hart verdünnte Milchsaft hart getochtes Eiweiß in vier Tagen fast vollständig auf, während mit reinem Wasser unter denselben Umständen behandeltes Eiweiß unverändert blieb. Ein fast unzagbares Theilchen des eingetrockneten Saftes in etwas Milch gethan, brachte dieselbe bei einer Temperatur von 35 Grad sofort zum

Schmelzen, ohne daß Säurebildung auftrat. Es heißt daher der Milchsaft des Melonenbaumes dem Pepsin ganz ähnliche Eigenschaften mit jener Substanz, welche die Magenwand absondert und die zur Verdauung stickstoffhaltiger Nahrungsmittel, als Eiweiß, Fleisch zc., unumgänglich notwendig ist, indem es dieselben zur Auflösung bringt.

Nachdem die gewöhnliche Wirkungsweise des in der Frucht des Melonenbaumes enthaltenen Milchsaftes konstatiert ist, bleibt nur noch die Frage zu erörtern, ob derselbe in solchen Quantitäten gewonnen werden kann, daß seiner Einführung in den Haushalt nichts entgegensteht. Der Baum gedeiht im heißen America, Brasilien, Surinam, Ostindien, Mexiko und Ombien, sein Wachsthum ist ein sehr rasches und seine Fruchtbarkeit eine große. Da auch der eingetrocknete Milchsaft seine Wirksamkeit nicht einbüßen scheint, so würde es nicht schwer halten können, die geeignete Methode seiner Gewinnung zu finden, und wenn intelligente Leute die Sache in die Hand nehmen, dürfte mit der Zeit jede Hausfrau in den Stand gesetzt werden, mittels einiger Tropfen des Milchsaftes vom Melonenbaum das zäheste Kaffeelein in das zarteste Filet umzuwandeln.

St-e.

Das erste Mal wieder mit Musti bei Kaisers vorbei.

Eines Tages gegen Ende des Monats Juni — so werden wir berichtet — frug der Kaiser, welches Regiment die Wache gäbe, und schickte dann den Kammerdiener direkt an den betreffenden Obersten, die Wache solle wieder wie vordem mit Musti auf; und an seinem Palais vorbeiziehen. Kopfschüttelnd zog der Oberst die Uhr heraus, um dann in der schnellsten Gangart, deren ein Berliner Drochschengaul fähig, seine Kaserne zu erreichen. Im Portale steht wirklich das „*Mauro piccolo*“, aber auch dessen Arien nehmen einen Ausbund unsagbarer Verlegenheit an, als er gefragt wird nach den übrigen Mitgliedern des hochhöhnlichen Musikcorps. „Einige sind wohl nach Hause gegangen“, meint er bedenklich, „mehrstens aber doch wohl frühstücken, und in welche „*Vollaler*“ des is nu schonst gar nich zu sagen.“ Kaum hat er ausgesprochen, so ruft das Hornsignal „alle Mann“ auf den Kasernehof, und wenige Augenblicke später beginnt eine Jagd, wie sie Berlin noch nie erlebt hat, ein „*Stadtreden*“ auf Musti und Drochsch. Da erscheint am Ende der 2-Strasse ein Unteroffizier und zwölf Mann. „*Ar. 10, Hof, 2 Treppen wohnt die *Vasuba**“, ruft er einem Pächler zu, „*vorwärts! Und Sie*“, einem zweiten, „*Trab auf die Droische, die da fährt, und Ihr andern, rein in die Kneipe — Laufschritt, *March-Marsch!*“ Ein kurzer Lauf und die Droische ist „*sete*“ gemacht. Zwar ist die „*Vasuba*“ nicht zu Hause, wie *Mauro piccolo* in richtiger Abnung gewarnt, aber aus einem Lokal unter der Erde entwickelt sich braunroth die „*erste *Vasanne**“, seit Jahren ob ihres Umfanges ein Schreden des *capitaine d'armes*. Einige Stufen herunter springt an einer anderen Stelle das „*Walshorn*“ eines anderen Regiments — ein Ruck ist bald gefunden, und am Ende können sie mich auch verwenden, kaskirt er sehr richtig. Weiter führt ein alter Herr zur Droische, welcher anfangs aus einem Zimmer der 2-Strasse dem ganzen Treiben verwundert zugehört hat. „*Von 1838 — 50 zweite *Clarinetten* beim ersten Garderegiment zu Fuß*“, sagt er nicht ohne Würde und weist auf sein Instrument. „*Lise, vorwärts!*“ ruft der Droischentischer, „*heute geht's für den Kaiser!*“ und wirklich strich Lise die Erinnerung an den Attadengalopp auf, den sie „*ach so lange Jahre*“ gegangen für den Kaiser. Droische auf Droische, ähnlich beladen mit edlem Wille, fährt vor, und richtig, als die Kaserneuhr zum zwölften Schlage anhebt, steht auf dem rechten Flügel der Wache ein Musikcorps, wie es gleich vollständig niemals dem Regimente vorangestritten. Brausender Jubel empfängt es beim Verlassen der Kaserne und begleitet es weithin, in der Nähe von des Kaisers Wohnung aber wird es still, während gleichzeitig die Melodie des alten Kreuzenliedes ausströmt, als gälte es ganz Berlin mit seinen Schallwellen zu überfluten. Warum? Die Musiker haben begriffen, daß sie mit dem treuen Liebe dem Kaiser die erste geistige Erfrischung bringen, nach der er selbst verlangt hat, darum setzen sie die letzte Kraft der Lungen hinter ihre Instrumente. Und das Publikum begreift, daß es dem hohen Kranken besser gehen muß, und schnellst Tücher und Hüte freudig erregt, aber es schweigt, damit kein Laut der „*Argenei in Tönen*“ dem Ohre des Kaisers verloren gehe. Und wie wohl kein Kommando: „*Augen links!*“ es besieht, so schauen doch aller Blicke unverwandt nach dem Fenster, von dem sonst ein mildes Antlitz, gültig grüßend, herab sah auf seine jungen Söhne in Waffen. Vergeblich; noch zeigt der Kriegsherr sich nicht.*

Aber *Mauro piccolo* und die *Vasanne* und das „*fremde*“ *Walshorn* und die ausgegrabene *Clarinetten* von Anno Tobad — je nun, sie feierten das erste „*Blasen wieder bei Kaisers vorbei*“ in einträchtiger Frühstücksharmonie, „*in welche *Vollaler*, des is nu schonst gar nicht zu sagen*“.

Griechenland.

Herrn A. A. in Petersburg. Wir bitten um umgehende Angabe Ihrer Adresse, da uns Ihre Mitarbeit vornehmlich sehr erwünscht wäre.

Inhalt: Erkämpft. (Fortsetzung.) Novelle von M. Frank. — Ein deutsches Gelehrtenleben. Mit Portrait von Karl Friedrich Gauß. — Bilder aus den Seveanen. III. Von A. Corard. — Die Lichtmühle. Von St-e. Mit Abbildung. — Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Historischer Roman von Theodor Fontane. — Drei Freunde. Originalzeichnung von Sonderland. — Am Familientische. Bäckerschau. LVII. — Kein zähes Fleisch mehr. — Das erste Mal wieder mit Musti bei Kaisers vorbei.

Charakterbilder vom Congreß.

III. Noch Einige vom Congreß.

Die Hauptfiguren, deren Meinungsverstehenheit über die orientalische Frage den Congreß notwendig machte, haben wir unseren Lesern schon vorgeführt. Heute sollen noch einige Congreßmitglieder folgen, von denen wiederum ein kleiner Kreis durch unseres Künstlers Stift glücklich errettet wurde, als er sich bei den Klängen des „Chors der Friedensboten“ aus Wien im zoologischen Garten versammelte.

Vom großen Kaiser, dem gehragenen Präsidenden der illustren Diplomatengesellschaft, für diesmal abgesehen, sind die Rächstbetheiligten nach Vortrathoff und Beaconsfield die Türken. Ihre Mission ist sogar die schwierigste; denn sie sollen Alle befriedigen, die Großmächte nicht nur, sondern auch Sclaven und Griechen, Armenier und die Christen des Libanon, und dies ausschließlich auf eigene Kosten. Nichts zu empfangen und nur zu geben, ist ein selbige Geschäft, und ergibt sich der Gläubige auch stets mit Würde in Alahs Willen, so erhebt sich derselbe diesmal doch so viel mehr, daß die hohe Worte kein in Türken ausgesendet hat, ihn zu vollstreden. Karatheodor ist bekanntlich ein Grieche, Mehemed Ali war ein Wäsel, aber von Geburt ein ehrlicher Deutscher aus Magdeburg. Diese Sendung verliert in gewissem Sinne gegen die Tradition der osmanischen Staatskunst. Sie hat in früheren ähnlichen Krisen der aliaten europäischen Diplomatie jedesmal die eintrache Bauernflucht des Altirrentums entgegengeleitet, und gar oft mit Glück. Als sich vor 50 Jahren die europäischen Gelehrten am goldenen Horn zu ähnlichen Zwecken wie jetzt in der deutschen Hauptstadt versammelten, und Einer von ihnen emphatisch betonte, es gälte jetzt die Verhältnisse des Orients „auf ewige Zeiten“ zu ordnen, schlug ihn der Großwesir mit der einfachen aber mahren Bemerkung aus dem Felde: „Alles Irdische ist vergänglich, Gott allein ist ewig.“ Wie sehr er Recht hatte, beweist der Congreß von 1878.

Andere Zeiten — andere Diplomaten. — Mehemed Ali Pascha ist von der vornehmen Gesellschaft Berlins sowohl, wie von dem großen Publikum freundlich begrüßt worden, für die Damenwelt ist er sogar ein interessanter Mann. Bei allem Ernst der Politik hat er sich die volle Freiheit und Keuschheit des Umgang gewahrt. Er ist ein gewandter und freundlicher Herr und dabei, — für einen türkischen General gewiß eine Seltenheit, — ein Dichter von Alahs Gnaden. Die Fremde hat ihm die Liebe zur Mutterprache nicht geraubt; „hinten weit in der Türkei“ las er gar oft in den Meisterwerken deutscher Poesie und übte in aller Stille sein Talent. Es zu vermerken, mag dort die Gelegenheit gefehlt haben. In Berlin aber hat er schon manche schöne Dame mit satten Beren erfreut, welche Zeugnis dafür geben, daß er die deutsche Metrik ebenso beherrscht, wie türkische Armeen.

Ueber Mehemed Alis Schicksale sind mancherlei romantische Versionen verbreitet. Sicher scheint nur, was er selbst gelegentlich erzählt hat. Danach ist er, wie bekannt, in Magdeburg geboren, wo sein Vater Musiklehrer war. Er besuchte dort bis zum 16. Jahre ein das Gymnasium. Dann erst trieb der Vaterwunsch ihn nach Hamburg auf ein Schiff, wo er sich als Schiffsjunge anwerben ließ. Unwürdige Behandlung aber brachte ihn, als das Fahrzeug eines Tages am goldenen Horn lag, zu dem Entschluß der Flucht. Glücklicherweise entkam er und trat in die Dienste des Großwesirs Ali Pascha, der ihm irgend eine untergeordnete Stellung in seinem Harem anwies. In der Türkei konnte nun damals ein deutscher Gymnasiast schon ein gar gelehrter Herr sein. Der junge intelligente und vielwissende Fremde fiel also Ali Pascha an. Dieser brachte ihn an die Konstantinopler Militärschule, welche damals zum Theil sehr tüchtige deutsche Lehrer hatte, und der Pascha bewog ihn auch, zum Mahomedanismus überzutreten, damit er Carriere machen könne. Von der Akademie trat er in die Armee und bald in den Generalstab, in welchem er schon den Feldzug von 1833 und 1854 mitmachte. Seine weiteren Schicksale sind bekannt. Die reißenden Fortschritte der Russen nach dem Donauübergange bei Sitowa, die erste Ueberdringung des Balkan im Juli vorigen Jahres riefen ihn statt Abdul Kerims an die Spitze der türkischen Armee. Die Folge lehrte, daß die Wahl keine falsche war, so unerwartet sie damals auch aller Welt gekommen ist. Mehemed Ali erwieß sich als einer der wenigen, wo nicht als der einzige türkische General, der es verstand, bedeutende Heeresmassen nach den Grundfragen des großen Krieges zu führen. Er kam nach einer Reihe von glücklichen Gefechten am Zom dem entscheidenden Siege sehr nahe. Ihn zu errögen und dem Feldzuge eine Wendung zu geben, besah er wohl kaum die hinreichenden Kräfte; auch wurde er, absichtlich oder unabsichtlich, von Suleyman und Osman Pascha nicht recht unterstützt.

Karatheodori ist noch heute ein Ciur, und, wie sein Name errathen läßt, ein Grieche. Ja er ist mehr als das; er ist ein schöner Grieche von schlanker Gestalt und intelligentem, etwas melancholischem Ausdruck, von angenehmer Familie und trefflicher Erziehung. Er ist Diplomat von Fach. Seine Ausbildung erhielt er in Paris; dann begann er seine Carriere gleich untern vornehmen Herrn der hohen Aristokratie als Attaché bei verschiedenen Gesandtschaften. Später war er Gesandter in Rom und avancirte schließlich zum Unterstaatssekretär im auswärtigen Amte der hohen Pforte. Von dort aus landete man ihn zum Congreß. Karatheodori ist der Mann des Büreaus. Stets war er der bescheidene aber unentbehrliche Rathgeber seines jedesmaligen Ministers, deren er in letzter Zeit gar viele kommen und gehen sah. Zum ersten Male tritt er jetzt selbst mit großer eigener Verantwortlichkeit vor die Welt und für ihn heißt es auf dem Congreß im wahren Sinne des Wortes: „Hie Rhodus, hic salta!“ Wenn er dabei nicht strauchelt, hat er die Probe glänzend bestanden. Für seine Mission fehlte ihm übrigens bislang auch die äußere Stellung. In aller Eile machte Sanjet Pascha aus dem einfachen Alexander Karatheodori Offenbar einen Muschir Karatheodori Pascha. In der Türkei ist alles möglich.

Ueber die großmüthigen Freunde derselben, die aus nachbarlicher Liebe

und erhabenen Pflichten der Humanität Bosnien und die Herzegowina besetzen wollen, über Andraffy und Karolzi gehen wir, als über wohlbekannte Größen hinweg.

Auch von Lord Salisbury dürfen wir nur wenig sagen; denn er hat schon einmal im vorigen Jahre ein Rundreise-Billet durch Europa gelöst, um Frieden zu stiften und ist damals weidlich interviewt, besprochen und beschrieben worden. Wenn Graf Karolzi, trotzdem er Ungar ist, aussieht wie ein tüchtiger deutscher Edelmann, so erscheint Salisbury als der Typus des ächt-englischen Lords vom Lande, groß, breitshultrig und überaus kräftig, blond mit blauen Augen. Dabei hat sein Wesen eine ausgesuchte ruhige Bornehmheit. Es ist gut, das dem so ist; denn das Exterieur der großbritanischen Botschaft kann eine solche Erscheinung wohl vertragen, da Lord Beaconsfield zwar zu den mächtigsten, bekanntlich aber gar nicht zu den schönsten Männern Europas gehört. Neu ist von Salisbury, was das „Deutsche Monatsblatt“ zu erzählen weiß, daß er in seiner Jugend auf den Reichthum und die Gunst seines Vaters habe verzichtet und im Schwelge seines Angehörigen sein Brot verdienen müssen, um dem Weibe seines Herzens auch seine Hand zu reichen. Das war sicherlich sehr brav von ihm.

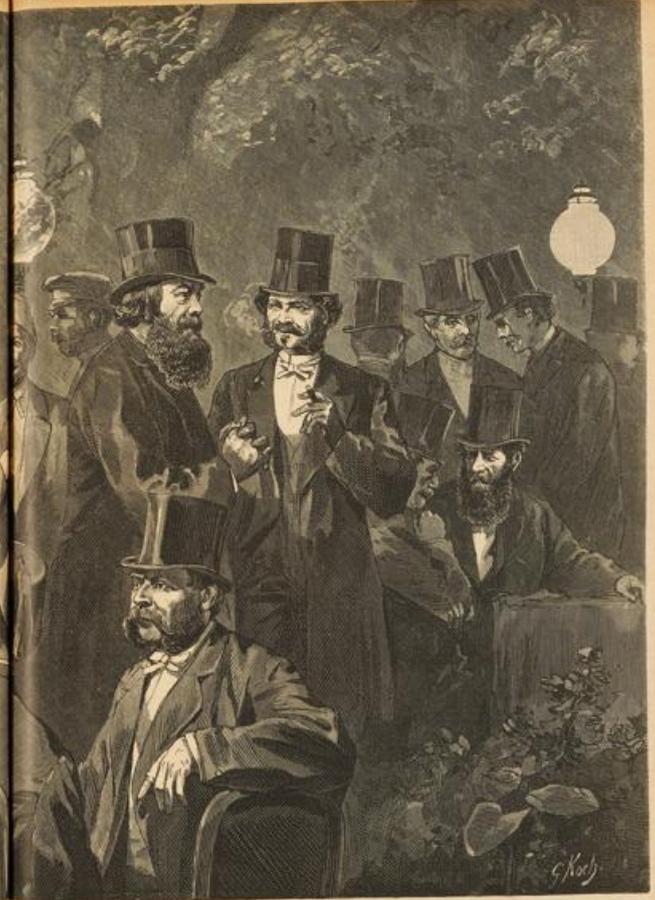
Einige Worte mehr wollen wir zwei Erscheinungen widmen, welche man als feindselige Rivalen wohl alten Grolls einander gegenüber denken könnte, und die dennoch trefflich zu einander harmoniren und ebenso trefflich in ihrem ganzen Auftreten zu einander passen. Es sind: der deutsche Botschafter in Paris, Fürst Hohenlohe und der französische Minister des Auswärtigen Dr. Waddington.

Wenn man Herrn Waddington, ohne ihn zu kennen, im Salon erblickt, so hält man ihn etwa für einen preussischen Geheimen Rath, der zugleich Poet und Gelehrter, und dabei eine wichtige Vertrauensperson der allerhöchsten Herrschaften ist. Das Charakteristische dieser mittelgroßen ein wenig schmalen Gestalt, mit dem leicht vorgeneigten Haupte, dem klugen und überaus milden Gesichtsausdruck ist, daß sie sofort Vertrauen einflößt. Dieser Eindruck wird noch erhöht durch die geistvolle ruhige Art zu sprechen, seine lichtvollen Sätze und die charakteristischen Seltenerungen. Es scheint, als ob Dr. Waddington die Vorträge der beiden Nationen, denen er angehört, in seiner Person vereinigt. Er stammt aus einer englischen Familie; sein Vater aber ließ sich als Kaufmann in Frankreich nieder. Er selbst soll dort erst seit 1850 naturalisirt sein. Seit 1864 war er Generalrath im Departement der Aisne, in welchem seine Güter liegen. Die politische Laufbahn begann er mit einer persönlichen Wahlkampagne unter dem Kaiserreich, bei der es ihm indeß nicht gelang, gegen den offiziellen Kandidaten auszukommen. Erst 1871 gelangte er in die Nationalversammlung. Zuvor bezieht ihn noch in den letzten Tagen seines Regiments in das Ministerium der öffentlichen Arbeiten. 1876 wurde er Senator und bald darauf Unterrichtsminister, was er bis zum 16. Mai 1877 blieb. Dem gegenwärtigen Ministerium gehört er, wie erwähnt, als Minister des Auswärtigen an, und wie können überzeugt sein, daß Frankreichs auswärtige Angelegenheiten nur selten in so guten Händen waren. Beseichnend für Dr. Waddingtons Wesen ist das Maakvolle, das nirgends so gut angedrückt ist, wie in der Politik, und das noch jedem wirklich hervorragenden Staatsmanne eigen war. Beseichnend ist es ihm zu Statten gekommen, daß er von der englischen Abstammung die ruhige Ueberlegung und den praktischen Sinn, von der französischen Heimat die Gewandtheit ererbte.

Die Bilder, die von Herrn Waddington verbreitet werden, sind meist recht ähnlich, geben aber dennoch das Eigenthümliche seiner Erscheinung nicht wieder. Man muß sich die kraftvollen, etwas herben Züge, die man dort sieht, ins Geistige überföhren denken.

Viel Aehnliches mit ihm hat Fürst Hohenlohe, doch liegt dies keineswegs in seinem Aeußeren. Unser pariser Botschafter ist eine mittelgroße hagere Gestalt; seine Gesichtszüge sind scharf markirt, seinem Auftreten fehlt eine gewisse Weichheit, die jenem eigen ist. Auch er aber ist ein Mann, der mit unübersehlicher Gewalt das Vertrauen gewinnt. Es liegt dies hauptsächlich in der Wahrheit, die aus seinem Wesen spricht. Man hat den Eindruck, daß er alle äußeren Mittel verschmäht, sich selbst oder seinen Worten eine erhöhte Bedeutung zu geben. Das aber entspringt aus dem Bewußt der Sicherheit, der geistigen Beherrschung jeglichen Stoffes. Diese Sicherheit erlangt über Jedermann, der den Fürsten kennen lernt, unbedingte Autorität. Niemand, der ihn nicht kennt, würde ihn beim Eintreten für dasjenige halten, was er ist, jeder aber bald darauf sagen: „Dies wäre ein Mann für einen schwierigen Botschafterposten, für ein wichtiges Minister-Portefeuille.“ Man könnte auch die Bescheidenheit als ein Kennzeichen seines Auftretens anführen. Indessen dieser Begriff wird heutzutage so viel falsch ausgefaßt und mit einer bestimmten Spezies von gesellschaftlicher Koquetterie verwechselt. Darum möchten wir es bei der Wahrheit bewenden lassen. Wie Dr. Waddington, zeichnet sich auch Hohenlohe durch das Maakvolle in seinen Urtheilen, seiner gesammten Auffassungsweise aus. Beide Männer müssen trefflich zusammenstimmen, und wer sie mit einander gesehen, gewinnt die Ueberzeugung, daß, so lange die Beziehungen Deutschlands und Frankreichs in ihren Händen ruhen, jeder jähe Bruch, jede Differenz, welche sich vermeiden läßt, auch wirklich ausgeschlossen bleibt.

Welch ausgezeichnete Stellung Minister Waddington sich im Congreß geschaffen, haben alle Zeitungen berichtet. In der deutschen Gesellschaft bezeugt ihm ungetheilte Sympathie, und solche pflegt Gleiches zu erzeugen. Daß sich die allmächtigen Minister der Großmächte auf dem Congreß menschlich näher getreten sind, daß sie einander persönlich schätzen gelernt, wird sicherlich seine Früchte tragen. Es fördert unzweifelhaft das Werk, zu dem sie kamen, und dessen Ende ein dauerhafter Friede sein soll, wenn er freilich auch kein ewiger sein kann, — da Gott allein ewig ist.



Herr Kuntze
(Oberst, Berlin)

Herr v. Cohn
(Oberst, Berlin)

Herr v. Meißner
(Oberst, Berlin)

Herr v. ...
(Oberst, Berlin)

Der Congress im Zoologischen Garten zu Berlin. Nach dem Leben.

